

19. DIE POLITISCHE ENTWICKLUNG IM 20. JAHRHUNDERT

von verschiedenen Autoren

19.1 Zwischen Monarchie und Befreiung von Diktatur - Alltagsleben in Dungenbeck (P. Baumeister/Fr. Krebsdzio)

Peter Baumeister und Frank Krebsdzio haben aus Zeitungen, der "Geschichte von Dungenbeck" von Lehrer Georg Bösche, aus Gemeindeprotokollen und durch Interviews diesen Bericht zusammengetragen:

Nach dem 1. Weltkrieg hatte Dungenbeck 41 gefallene Einwohner und einen Vermissten zu beklagen. Deutschland wagte damals einen demokratischen Neuanfang. Eine erste Handlung auf diesem Weg war im Januar 1919 die Wahl zur Nationalversammlung. Zahlreiche Parteien stellten ihre Kandidaten auf. Es galt erstmals das gerechtere Verhältniswahlrecht, und auch die Frauen erhielten nun das aktive und passive Wahlrecht. Deutschland wurde erstmals Republik. In Dungenbeck erhielten die SPD 260, USPD 40, DDP 15, DVP 31, DNVP 3, Welfen und Zentrum 89 Stimmen. Bei den Wahlen zur Landesversammlung im Januar 1919 wiederholte die SPD in Dungenbeck ihr beeindruckendes Ergebnis.

Nach dem Ende des 1. Weltkriegs und der Monarchie übernahmen Arbeiter- und Soldatenräte die Macht in Deutschland. Die Novemberrevolution blieb auch in Dungenbeck nicht ohne Folgen, denn auch hier bildete sich am 16. März 1919 ein Arbeiter- und Bauernrat. Ihm gehörten 6 Personen an. Da nur ein Wahlvorschlag einging, zogen für die Seite der Arbeiter Hermann Brandes, Carl Aschendorf, Fritz Cramm und Ewald Wassermann ein, die Landwirte wurden durch Ernst Hacke und Heinrich Schlüter vertreten. An der Sitzung des Gemeindeausschusses am 18. April 1919 nahm auch der Vorsitzende des Arbeiterrates, Fritz Cramm, teil. Auch für die folgenden zwei Monate lässt sich belegen, dass Vertreter des Arbeiter- und Bauernrates an den Sitzungen teilgenommen haben. Dieses Gremium sollte sich auch um die Wohnungsvergabe kümmern, da die Wohnungsnot immer noch sehr groß war. Die politische Mitbestimmung auf allen Ebenen weitete sich aus. Zahlreiche Wahlen fanden statt, und die Räte verloren mit der Zeit an Einfluss.

Am 15. Juni beschloss der Gemeindeausschuss, eine bewaffnete Einwohnerwehr von drei Patrouillen zu je 2 Mann einzurichten, um die Ordnung in diesen stürmischen Zeiten zu sichern. Diese Wache sollte nachts von 21 Uhr bis 4 Uhr "auf dem Posten sein". Zu Kontrolleuren wurden die Mitglieder des Arbeiter- und Bauernrates gewählt. Zur Wachausübung waren alle Einwohner vom 24. bis zum 60. Lebensjahr verpflichtet. Wer sich weigerte, musste 10 Mark Strafe zahlen. Am 28. Dezember 1919 wurde im Gemeinderat die Fortsetzung der Verpflichtung zur Wehr abgelehnt. Willi Kielhorn war in dieser Zeit Gemeindevorsteher. Im Februar 1920 beschloss der Gemeinderat die erneute Einrichtung einer Einwohnerwehr - diesmal jedoch auf freiwilliger Basis. Es sollte zur Teilnahme an der Wehr aufgerufen werden. Auch bei den folgenden Wahlen zeigte sich, dass Dungenbeck nicht nur ein Bauern-, sondern auch ein Arbeiterdorf ist. Sozialdemokraten errangen auch diesmal die meisten Stimmen:

Reichstagswahl 6. Juni 1920: SPD: 185 Stimmen, DVP: 74, USPD: 152, Welfen und Zentrum: 65. Landtagswahl 20. Februar 1921: SPD: 251 Stimmen, DVP: 63, USPD: 79, Welfen u. Zentrum: 57. Kreistagswahl 20. Februar 1921: SPD: 241 Stimmen, Verein. Bürgerl. Partei: 125, USPD: 80, Liste Mensing: 12, Verein. KPD: 3. Landwirt Ernst Hacke wird in den Kreistag gewählt.

Infolge der ungeheuren Lasten der Nachkriegszeit und da die Gemeinde sehr schlecht gestellt war, musste sie im September 1923 die Beschaffung von Reservesärgen für Ortsarme zurückstellen. Der verlorene Krieg belastete die junge Republik erheblich. Die Inflationszeit machte sich nun spürbar bemerkbar. Der Lohn wurde sofort in Lebensmittel umgesetzt, denn eine Stunde später könnte das Brot schon erheblich teurer sein. Als Hundesteuer wurde im 2. Halbjahr 1923 in Dungenbeck für den 1. Hund 500 Millionen Mark festgesetzt. Für ein Ei, das im Sommer 1923 "nur" 5000 Mark kostete, musste man im November, auf dem Höhepunkt der Inflation, schon 80 Milliarden Mark bezahlen. Im Februar 1925 mangelte es zusätzlich noch an Brennmaterial. Deshalb wurden drei Fröhapfelbäume hinter dem Dorf gefällt und zur Schulfeuerung verwandt.

Bei der Kreistagswahl am 29.11.25 fällt auf, dass in Dungenbeck die SPD (235 Stimmen) ein sehr klares Übergewicht (Kommunisten 25 Stimmen) erreicht hatte. Die bürgerlichen Parteien waren weit in der Minderheit. Die Liste Stadt und Land und die Liste der Hausbesitzer erreichten zusammen nur 137 Stimmen. Im gesamten Landkreis Peine ergab sich jedoch eine Pattsituation. Die Nähe Dungenbecks zum Walzwerk, deren Arbeiter mehrheitlich sozialdemokratisch oder kommunistisch wählten, machte sich bemerkbar. Auch bei den Reichstagswahlergebnissen im Mai 1928 hatten die Nationalsozialisten in Dungenbeck noch keine Chance: SPD: 360 Stimmen, NSDAP: 4, DNVP: 20, DVP: 42, KPD: 11, DP: 8, Wirtschaftspartei: 4, DB: 1, Chr. NB: 30, D.-Hann.: 54. Die Kinder hatten in dieser Zeit viel zu tun. Sie mussten nach der Schule mithelfen, den Lebensunterhalt der Familien zu sichern. Else Hachmeister erzählt: "Als ich 1928 aus der Schule kam habe ich 5 Morgen Rüben gerodet. Auch als Schulkind mußte ich immer mit und habe gemeckert. Es gab für einen Morgen 15 Mark. Erst mussten wir hacken, dann verziehen, dann ging es auf die Knie, nochmal nachhacken, und wenn dann noch Unkraut dazwischen war, mussten wir nochmal zum Ausziehen ran." Freizeit gab es für Kinder nicht so viel wie heute.

Der Winter 1929/30 brachte große Kälte mit sich. Das Thermometer sank bis auf -32° Celsius. Der Schnee lag so hoch, dass an den Landstraßen aus den Schneeverwehungen nur noch die Baumkronen herausguckten.

Zur Gemeinderatswahl am 17.11.1929 wurde eine Einheitsliste aufgestellt. 7 Sitze errangen die "Linken", 5 Sitze die "rechten" Parteien. Gewählt wurden Otto Brandes, Wilhelm Heinrichs, Christel Balke, Fritz Bosse, Willi Krüger, Willi Schakniss, Heinrich Michelmann, August Ehlers, Heinrich Peyers, Karl Niemann, Wilhelm Peyers und Hans Walkling. Als Gemeindevorsteher wurde Willi Kielhorn einstimmig wiedergewählt. Erster Beigeordneter wurde Otto Brandes, zweiter Beigeordneter Heinrich Michelmann. Der NSDAP geben bei der Kreistagswahl 13 Dungenbecker ihre Stimme, der SPD 321.

Die Peiner Tagespost meldete im Oktober 1930, dass die Wohnungsnot in Dungenbeck beendet sei. Ende 1931 wurden Erdölbohrtürme in Dungenbeck und Schmedenstedt errichtet, 1932 erfolgte ein Vertrag mit den Dungenbecker Landwirten über die Förderung.

Viele Einwohner hatten eigene Tiere. Bei der Viehzählung 1931 wurden z. B. fast 1000 Schweine und über 2000 Stück Geflügel aufgelistet. Else Hachmeister

berichtet, dass die Arbeiter alle ein bisschen Land und Vieh gehabt haben: "Sie waren aber auch darauf angewiesen, dass die Bauern ihnen halfen. Andererseits waren sie aber auch auf unsere Hilfe angewiesen. Ich musste auch beim Bauern helfen. Zum Beispiel Schafmist aufladen bei Peyers für 20 Pfennig die Stunde. Die Bauern waren damals die Herren hier in Dungenbeck. Dafür durften wir unser eigenes Stück Land bearbeiten und bekamen dafür auch die Pferde von Peyers." Das Peiner Walzwerk, auf dem viele Dungenbecker arbeiteten, zahlte niedrigere Löhne als vergleichbare Industriebetriebe. Es wurde gerade so viel gezahlt, dass das Existenzminimum nicht gefährdet war. Das waren 1928 durchschnittlich 42 Mark pro Woche. Man baute eben darauf, dass viele noch einen landwirtschaftlichen Nebenerwerb hatten.

Erwin Niemann weiß zu berichten: "In den ersten Jahren nach dem ersten Weltkrieg war alles im Aufbau begriffen, bis 1928 dann die Rezession kam. Sie hat sich auch hier ausgewirkt. Es begannen die Entlassungen auf dem Walzwerk - mein Vater war auch über 3 Jahre arbeitslos. Die meisten hatten Schwierigkeiten. Gehungert hat aber niemand, denn die hatten ein Schwein, die hatten Ziegen, zwei Morgen Land - teils eigen, teils gepachtet. Ernährungsschwierigkeiten gab es keine, bloß es war kein Geld da. Ich kann mich noch daran erinnern, dass wir Wohlfahrt bekamen, aber es war sonst kein Geld da. Mein Vater hat dann in der Drescherei bei Hermann Matthies gearbeitet und die Dreschmaschine bedient. Wenn es dann an Weihnachten heranging, dann wurde erst abgerechnet. Man kriegte wohl 15 Pfennig die Stunde, dabei sind die Bauern reich geworden damals. Die brauchten das Geld, um uns Kindern was zu Weihnachten zu schenken. Vater hat das eine Jahr ein Karussell als Laubsägearbeit gebaut."

Beim Volksentscheid zur Auflösung des Preußischen Landtages, der von der NSDAP initiiert wurde, stimmten nur 5 Dungenbecker dagegen, 230 Einwohner waren dafür. Der Trend hin zu den Versprechungen der NSDAP setzte sich auch bei der Wahl zum Reichspräsidenten im April 1932 (2. Wahlgang) fort. Hitler konnte fast so viele Stimmen erzielen wie der greise Hindenburg, der auch von der SPD unterstützt wurde. Im Kreis Peine hatte Hindenburg noch ein deutliches Plus von etwa 4000 Stimmen vor Hitler. Auch in Dungenbeck gab es über 200 Arbeitslose. Da war die Not groß. Von der Gemeinde wurden abwechselnd fünf bis zehn Bürger mit Reinigungs- und Ausbesserungsarbeiten beschäftigt, Straßen wurden neu angelegt und der "Bruch" als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme teilweise in Wiesen umgewandelt. Wie begehrt Arbeitsplätze waren, zeigte sich auch daran, dass sich Ende 1933 auf die Stelle des Gemeinde-, Schul- und Kirchendieners 22 Personen bewarben. Die Wahl fiel schließlich auf den 28-jährigen Friedrich Bauermeister, der einen Sprachfehler hatte.

Über seine Schulzeit in Dungenbeck berichtete Heinrich Peyers: "Wir hatten damals interessante Lehrer, einer davon war Gustav Winkelmann, er kam sehr spät, das heißt, er war schon recht alt. Wir haben bei ihm einen wirklich fröhlichen Unterricht erlebt. Er war auch ein musikalischer Mensch. Wir mussten manchmal in Zweierreihen auf dem Schulhof antreten, und er marschierte dann mit der Geige vorweg. Dann sind wir um die Kirche marschiert und dann wieder rein in die Klasse. Immer wenn er morgens in die Klasse kam, sagte er: 'Achtung!' Dann haben wir Frühsport gemacht, z. B. Handstand an der Wand. Dann ging erst der Unterricht los. Er hat auch dazu beigetragen, dass jeder Schüler in Dungenbeck damals im Mittellandkanal das Schwimmen gelernt hat." Der Bau des Mittellandkanals fand praktisch vor Dungenbecks Haustür statt. Erwin Niemann: "Beim Kanalbau haben wir Kinder zum ersten Mal einen Bagger gesehen. Das

waren mit Kohle geheizte Ungetüme. Der Kanal war für uns ein Ereignis, denn es gab jetzt die Möglichkeit zum Baden. Viele konnten ja noch nicht schwimmen und für mich war es ein besonderes Ereignis, als ich zum ersten Mal durch den Kanal geschwommen bin." Das Absinken des Grundwasserspiegels als Folge des Kanalbaus brachte für Dungenbeck viele Probleme.

Am 31. Januar 1933 wurde Adolf Hitler Reichskanzler, und die NSDAP feierte den Tag als Machtergreifung. Für die Kreistagswahl am 12.3.1933 wurden der Landwirt Gustav Denecke (NSDAP) und der Arbeiter Heinrich Niebuhr (KPD) aufgestellt. Die NSDAP erzielte für die Gemeinderatswahl mit 310 Stimmen ein überragendes Ergebnis. Für die SPD blieben 142, für die KPD 34 Stimmen. Bei der konstituierenden Sitzung wurde der seit 13 Jahren amtierende Gemeindevorsteher Willi Kielhorn einstimmig in seinem Amt bestätigt. Erster Beigeordneter wurde Landwirt Wilhelm Peyers und zweiter Beigeordneter Walzwerkmaschinist Fritz Wulf. Auch alle Mitglieder der anderen Ausschüsse, wie Schulvorstand, Fürsorge- und Jugendausschuss, gehörten der NSDAP an. Beschlossen wurde in dieser Zeit, die Inschrift an dem Gedenkstein "1813 - 1913" aufzufrischen. Neben dem Stein sollte ferner eine Fahnenstange aufgestellt werden, damit bei feierlichen Anlässen die schwarz-weiß-rote Fahne mit Hakenkreuz gehißt werden konnte. Im März 1933 fand eine dieser Feiern statt, bei der das Banner des SA-Sturms Dungenbeck geweiht wurde. Im Ort wurden etwa 60 Fahnen mit Hakenkreuz gehißt.

Die 10-jährige Feier zum Gedenken an Leo Schlageter wurde ebenfalls "eindrucksvoll" begangen. Ortsgruppenführer Fritz Wulf hielt die Festrede und sprach den Wunsch aus, dass Adolf Hitler noch lange an der Regierung bleiben möge. Zum Abschluss wurde das Horst-Wessel-Lied gesungen. In Dungenbeck übernahmen die Nazis die Macht in allen Bereichen. Für den Großteil der Bevölkerung ging das Leben nach 1933 ohne große Umstellungen weiter, sofern man nicht Repressalien oder Verfolgungen ausgesetzt war. Die meisten Dungenbecker überlegten sich aber schon, was und wem sie etwas in der Öffentlichkeit sagten. Else Hachmeister berichtet: "Heinrich Behrens aus Dungenbeck war nicht verheiratet, arbeitete auf dem Werk, hatte keinem Menschen was getan. Frau Leverkühn hatte sich mal beklagt, dass irgend etwas nicht geklappt hatte. Daraufhin Behrens: "Hättest jemand anderes wählen müssen". Das hat sie dem Peyers erzählt, und da haben sie ihn weggeholt. Er musste nach Hildesheim. Im April ist er in Holzpantoffeln wieder nach Haus gekommen. Es war ja auch kein junger Mann mehr. Franz Rohde arbeitete auf dem Werk, ein fleißiger arbeitsamer Mensch, drei Kinder. Auf dem Werk gab es zu Ostern Ostereier für Kinder. Er hatte keine abbekommen und hatte sich beschwert. Über Ostern oder an einem Sonntag sollte er arbeiten, und im Haus wohnten Rudi und Otto Grobes Mutter. Der wollte er an diesem Tag beim Kartoffelpflanzen helfen. Er sagte also, er könne nicht arbeiten. Da haben sie ihn weggeholt und nach Salzgitter ins Arbeitslager gebracht. Als er wiedergekommen ist, hat er kein Wort darüber gesprochen. So schrecklich ist es da gewesen."

Dungenbeck hatte nach der Volkszählung von 1933 genau 992 Einwohner. Es gab keine Arbeitslosen mehr. Erwerbslose und Wohlfahrtsempfänger wurden zur Ausrodung von 40 Morgen Buschholz im Bruche und zur Urbarmachung der Fläche zur Wiese herangezogen. Auch der Autobahnbau schaffte Arbeit für einige Dungenbecker. Erwin Niemann: "Mein Vater ist immer mit der Schaufel am Fahrrad nach Sievershausen gefahren. Vieles wurde noch in Handarbeit gemacht. Durch den Arbeitsdienst gab es praktisch keine Arbeitslosen mehr.

Arbeitsdienstlager gab es an der Simonstiftung und bei der Zuckerfabrik in Peine." Im gleichen Monat wurde in der Gastwirtschaft Dunker die NS-Frauenschaft gegründet. Die Ortsgruppe des BDM wurde im März 1934 mit 18 Jungmädchen unter Leitung von Hilde Felgentreff aufgebaut. Das Osterfeuer mit Schaarführer Walter Hacke veranstalteten in diesem Jahr SA und Hitlerjugend.

Hinter dem Kirchhof wurden tausend Maulbeerstecklinge gepflanzt. Auf dem Schlüterschen Land wurde von der Skandinavischen Petroleum-Gesellschaft Hannover ein neuer Bohrturm errichtet. Bei einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wurden 500 m Weg zum Bruch von Arbeitslosen ausgebaut.

Mit pompösen Worten wurde eine Versammlung der Ortsgruppe Dungenbeck der NSDAP in der Gastwirtschaft Dunker beschrieben, wo man im April 1937 zum Vortrag: "Kampf dem Bolschewismus" zusammenkam. Bemängelt wurde allerdings die Anwesenheit von nur wenigen Parteigenossen. Der "Tag der Nationalen Arbeit" am 1. Mai wurde genau geplant. Dazu gehörte, dass das Jungvolk bereits um 7 Uhr morgens geweckt wurde. Um 7.50 Uhr wurde die Fahne gehisst, um 11 Uhr mussten alle "Volksgenossen" auf dem Schulhof antreten, um anschließend zum Escheberg zu marschieren. Ortsgruppenleiter Rogge hielt in der Gastwirtschaft des Parteimitglieds Matthies die Festrede, anschließend wurde gemeinsam der Rede von Adolf Hitler gelauscht. Auch das Jungvolk hielt im April eine Veranstaltung ab, wobei, wie es in der Peiner Zeitung vom 22.4.1937 heißt, Jungzugführer Ernst Hacke jun. in beredten Worten die Aufgabe und Ziele des Jungvolkes darstellte. Die Nazis verstanden es, geschickt die Interessen der Kinder und Jugendlichen in ihre Zielvorstellungen einzubauen, denn ihre Devise lautete: "Wer die Jugend hat, hat die Zukunft."

Um den Luftschutz ging es im Juni. Untergruppenführer Bösche lud in die Dunkersche Gastwirtschaft ein, um gemeinsam die Rede von Hermann Göring anzuhören. Der Besuch war allerdings nur schwach. Er forderte die HJ und die Jungmädels auf, auf ihre Eltern einzuwirken, stärker an solchen Veranstaltungen teilzunehmen und die Rede in der Zeitung nachzulesen.

Am Montag, dem 21. Juni 1937, fand die Sonnenwendfeier statt, bei der Ortsgruppenleiter Rogge die Feuerrede hielt. Beendet wurde sie mit einem Gruß an den Führer und das deutsche Volk. Die Serie der Schulungsveranstaltungen der NSDAP wurde mit dem Thema "Kampf dem Bolschewismus - Weltzerstörung oder Zeitenwende" unter Leitung von Ortsgruppenführer Rogge fortgeführt. Der toten "Helden" des 9. November 1923 (Marsch zur Feldherrnhalle) wurde im November 1937 im Dunkerschen Saal gedacht. Hitlers damaliger Anschlag auf die Demokratie wurde mit den Worten "Deutschland wird leben, weil sie starben" und "Ihr habt doch gesiegt!" kommentiert.

Bei der Abstimmung am 10. April 1938, wo ein "Bekenntnis zum Führer" durch das Volk abgelegt werden sollte, stimmten 615 Dungenbecker mit Ja, das bedeutete eine Zustimmung von 100%. Damit gehörte Dungenbeck zu weiteren 27 Dörfern im Landkreis, in denen eine gleich hohe Zustimmung erzielt wurde.

Die Ortsgruppe der NSDAP forderte in einem Schreiben an Bürgermeister Kielhorn die Anschaffung von Fahnen und eines Hoheitszeichens im Wert von 80 RM, da die Ausschmückung in Dungenbeck sehr mangelhaft sei und "da die Partei schon von Geburt an arm war und ist".

Eine Kuriosität: Ende Januar 1939 wurde ein 8,2 Zentner schwerer Eber von dem bekannten Eberhalter Christian Kühne geschlachtet. 1939 gab es in den 155 bewohnten Häusern 162 Rundfunkapparate und 12 Telefonanschlüsse, neben der öffentlichen Fernsprechstelle. Weiterhin gab es 25 Personenkraftwagen neben den

Fahrzeugen für den landwirtschaftlichen Betrieb. Eine außerordentliche Parteiversammlung wurde im April 1939 abgehalten. Ortsgruppensprecher Beindorf wandte sich scharf gegen Außenstehende, die der nationalen Bewegung noch nicht treu ergeben waren. Diese "Ewiggestrigen müßten einmal wachgerüttelt werden, denn im Dritten Reich habe ein jeder Pflichten und Aufgaben." Noch krasser drückte die Vereinnahmungsversuche der Führer der Deutschen Arbeitsfront aus: "Nur der Schlaf ist noch Privatsache!" Der 1. Mai 1939 wurde wieder um 7 Uhr mit dem Wecken durch HJ und Jungvolk begonnen. Ab 11.30 Uhr versammelte sich die Gemeinde in der Gastwirtschaft Dunker, um der Rede des "Führers" zu lauschen. Auf dem Escheberg fand anschließend ein buntes Programm statt.

Die Bedeutung der Mutter wurde in einer Veranstaltung im Mai 1939 hervorgehoben. Begrüßt wurden Mütter über 60 Jahre von Frauenschaftsleiterin Martha Ramm. Das passive Wahlrecht hatten die Nazis den Frauen wieder entzogen, aus dem Berufsleben waren sie in den 30er Jahren wieder vertrieben worden. Jetzt versuchte man, die Mutter am heimischen Herd zu glorifizieren. Sie sollte durch Kinderkriegen dafür sorgen, dass das deutsche Volk weiter besteht und genügend Futter für die Schlachtfelder des Weltkriegs liefert, der sich bereits ankündigte. Im Juli 1939 wurden Mannschaften einer schweren Panzertruppe im Ort einquartiert. Anschließend wurden im Dorf Pferde gemustert; 23 von ihnen mussten abgegeben werden.

Der Beginn des 2. Weltkriegs zeigte auch in Dungenbeck seine Auswirkungen, denn der erste tote Soldat war zu beklagen: Unteroffizier Richard Ramm, der auf "dem Schlachtfelde in Polen sein Leben für das Vaterland gab". Der stellvertretende Ortsgruppenleiter Walkling aus Schmedenstedt zeigte in martialischen Worten den "Sinn des Krieges" auf und hatte auch gleich den Schuldigen parat: "Der Erzfeind des Nationalsozialismus, der Jude und der Engländer, haben sich geschworen, das deutsche Volk in diesem Krieg vollkommen zu vernichten". Zwei kurze Gedichte, vorgetragen von Hildegard Könnecke und Georg Wilhelm Bösche, rundeten den "Mitgliederappell" ab. Fehlende Arbeitskräfte im Dorf wurden durch die ersten polnischen Kriegsgefangenen ersetzt. Das Gefangenenerlager befand sich in der alten Schule. Anfangs stellte der Kriegerverein die Wache, später wurde ein Soldat dafür abkommandiert.

Der Winter 1939/40 war wieder sehr hart. Wochenlang war der Mittellandkanal zugefroren und die Eisenbahnlinie oft blockiert. Feuermaterial musste mühsam auf kleinen Wagen aus Peine geholt werden, da die Landstraße für Fahrzeuge wegen der Schneeverwehungen oft unpassierbar war. Der Frühling brachte durch die Schneeschmelze Überschwemmungen. Fast alle Keller liefen voll. Die Kanalisation war durch Eismassen verstopft, und das Wasser lief am Anger wie ein Gebirgsbach zum Bruch hinunter.

Im Mai 1940 zog Ortsgruppenleiter Beindorf nach Burgdorf um und übernahm dort die Führung der SA-Standarte 208. Sein Nachfolger wurde Hermann Pundhöler aus dem Kreis Goslar. Nach einem Jahr übernahm Hermann Rösemann die Führung der Ortsgruppe. Der Kreisleiter betonte, dass "auch die Heimatfront durch restlosen Einsatz die großen Aufgaben bewältigen werde. Sie ist zu jeder Zeit einsatzbereit und sieht der kommenden Auseinandersetzung mit der Gewißheit des endgültigen Sieges entgegen." In der Nacht zum 15. Juni überflogen erstmals englische Bomber den Ort. Die bei Schmedenstedt stationierte Flak feuerte 30 Schuss ab. Am anderen Morgen konnte man in Dungenbeck die

Splitter der Granaten finden. Einige Dachziegel waren beschädigt. Auch in den folgenden Tagen waren nachts die Bomber zu hören. Eines Mittags, kurz vor Schulschluss, ertönte plötzlich Flakfeuer aus Richtung Groß Ilsede. Ein einzelner Flieger war, gedeckt durch Wolken, bis zur Ilseder Hütte vorgedrungen und warf Bomben ab. In der Nacht vom 19. auf den 20. November 1940 um 1.20 Uhr fiel die erste Bombe in der Nähe des Dorfes. 30 Meter westlich der Landstraße nach Braunschweig, am Waldanfang, riss sie einen Trichter von 2,5 m Tiefe und 7m Breite. In verschiedenen Orten fand "Heldengedenken" auf dem Land statt. So auch in Dungenbeck am Ehrenmal auf dem Friedhof.

Pimpfe und Jungmädels organisierten einen bunten Abend für die Eltern. Die NS-Organisation "Kraft durch Freude" versuchte im Winterhalbjahr 1940/41, in der Gastwirtschaft Dunker durch Musik und Theater das Volk bei Laune zu halten. Unter der Parole "Leicht und froh" sollte wenigstens für einige Stunden Trübsal in schweren Zeiten weggeblasen werden. In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 1941 erlebte Dungenbeck den bis dahin schwersten Fliegerangriff. Das Dorf hat aber Glück. Der Hauptangriff richtete sich auf Hannover. In die Feldmark nördlich des Dorfes fielen jedoch etwa 300 Brandbomben. Die Einflüge englischer Flugzeuge wurden häufiger, auch Flugblätter wurden abgeworfen.

Eine Statistik des Jahres 1942 zeigte ein Bild von unserem Dorf in den Kriegszeit. Es gab 26 Bauern, 16 Handwerker, 210 Arbeiter, 3 Kaufleute, 18 Angestellte, 10 Beamte; 18 Geburten, 14 Eheschließungen, 10 Sterbefälle, 105 Schulkinder.

Im September 1942 wird berichtet, dass die alte deutsche Sitte des Kindervogelschießens wieder aufleben sollte, damit das altüberlieferte, mit "Volk, Heimat und Geschichte verwurzelte Kulturgut" erhalten bleibt. Das um so mehr, da laut Nazi-Ideologie "eine große Anzahl ausländischer Arbeiter zur Zeit unsere Dörfer und Städte überschwemmen. Zu lange lockten fremde Jazzklänge, kitschige Bücher und Bilder, ausländische Moden, alles was gesunder deutscher Geschmack als unnatürlich empfindet, müssen wir von nun an ablehnen."

Die von Luise Bösche geleitete Versammlung der NS-Frauenschaft im April 1943 erhielt die Mitteilung von Ortsgruppenführer Müller, dass "Dungenbeck demnächst 21 verwundete Soldaten betreuen wird". Sie kamen im Sommer, um sich drei Wochen zu erholen. Müller erklärte in einem Vortrag in Dungenbeck "den ewigen Kampf der Natur, bei dem sich nur das Starke und Gesunde behauptet." Im Herbst 1943 baute man vorsichtshalber 3 Betonbunker und einen Holzbunker. Schon vorher wurde ein Feuerlöschteich angelegt. Gasmasken wurden ausgegeben. Der Krieg wirkte immer stärker auch in das Leben der Ortschaften hinein. Die Bürgermeister erhielten genaue Anweisungen, wieviel Zigaretten z. B. Fliegergeschädigte aus Hannover erhalten sollten: "Männer über 18 Jahren 4 Zigaretten pro Tag, Frauen über 25 Jahre 2 Zigaretten pro Tag". Die Zigaretten gab es nur gegen Bomben-Pass in Verbindung mit der Raucherkarte.

Die Stadt Hannover wurde Ende 1943 durch Bombenangriffe schwer getroffen. Etwa 60 Dungenbecker mussten anschließend täglich zum Einsatz nach Hannover fahren. Viele Hannoveraner sollten aufs Land umziehen. Dungenbeck nahm 110 auf. Im Januar 1944 stellte die "Innung des Bekleidungs-handwerkes Peine" Gutscheine über Bekleidungsstücke für Kinder bombengeschädigter kinderreicher Familien aus. In der Schule wurden jetzt 50 Kinder unterrichtet, die hier nicht beheimatet waren. Im Oktober wurden 206 Evakuierte aus dem Gebiet von Aachen im Dorf untergebracht. Im Herbst bekam man für das Sammeln von 1 kg Bucheckern einen Ölschein über 160g Öl oder 200g Margarine.

Am 12.11.1944 wurde auch in Dungenbeck der Volkssturm aufgestellt, Hitlers letzte Reserve. Jeden Sonntagmorgen musste geübt werden. Es fehlten jedoch die Waffen. Bomber überflogen nun fast täglich den Ort. Ein normaler Schulunterricht war nicht mehr möglich. Anfang 1945 trafen die ersten Flüchtlinge aus dem Osten ein. Beim Bombenangriff auf das Peiner Walzwerk am 22. Februar 1945 starben Otto Ehlers und Otto Bösche. Beide wurden auf dem Dungenbecker Friedhof begraben. Walzwerk und Bahnlinie wurden bei diesem Angriff schwer getroffen. Etwa 30 Bomben fielen auf die Felder zwischen Walzwerk und Dorf. Der größte Trichter hatte eine Tiefe von 4 Metern und einen Durchmesser von 12 bis 15 Metern. Sie wurden alle wieder zugeschüttet.

Am 10. April 1945 rollen die Panzer der Alliierten durch unser Dorf. Am selben Tag übergab der Peiner Bürgermeister die Stadt an die amerikanischen Panzertruppen. Der Volkssturm hat vorher noch Panzersperren errichten müssen. Bis zum Juni lag im Dorf eine amerikanische Einheit. Ihr Quartier befand sich in der Schule, in Dunkers Gaststätte und im Haus von Lehrer Bösche an der Alten Landstraße. Die Bewohner mussten ihr Haus räumen. Else Hachmeister: "Wir mussten alle in die Gaststätte 'Antenne', als die Engländer hier waren, und die Papiere vorlegen. Dann wurden wir registriert."

Als Kriegsgefangene waren seit Anfang des Krieges zunächst einige Polen (erst 9, dann 12) im Dorf untergebracht. Im Juli 1940 arbeiteten drei Franzosen im Dorf, die aber im Lager in Schmedenstedt untergebracht waren. 1941 schufteten 6 Serben in Dungenbeck. Auch einige Russinnen arbeiteten bei den Bauern.

Else Hachmeister erzählt von Vorfällen im Peiner Walzwerk, die auch den Dungenbeckern nicht verborgen geblieben waren: "Sie haben im Rangierbetrieb Russinnen aus dem Lager gekriegt. Mein Mann sagte, die sehen gar nicht aus wie Menschen. Sie hatten großen Hunger. Und dann waren sie in der Gärtnerei beschäftigt. Vor lauter Hunger haben sie die grünen Tomaten gegessen. Das hat an zu gären gefangen, und drei oder vier sind daran gestorben."

Nach Kriegsende verdoppelte sich die Einwohnerzahl des Dorfes durch die Vertriebenen aus dem Osten. 1946 hatte Dungenbeck 1.706 Einwohner, davon 771 Flüchtlinge, Ausgebombte und Ausländer. Bei den Gemeinderatswahlen im September 1946 konnten die Arbeiterparteien wieder den Sieg erringen. Es entfielen auf die SPD: 1649 Stimmen (7 Sitze), KPD: 259 Stimmen (1), NLP: 1086 Stimmen (4), Unabhäng.: 318 (-) Die hohen Stimmzahlen ergaben sich daraus, dass jeder Wähler sechs Stimmen abgeben konnte. Gewählt wurde nach britischem Personenwahlsystem.

Bei der Kreistagswahl am 13. Oktober 1946 wurde die SPD stärkste Kraft im Landkreis Peine. In Dungenbeck erhielt die SPD 759 Stimmen (NLP: 419, CDU: 185, KPD: 125) Die drei gewählten Kandidaten für den Kreistag im Bezirk V kamen aus Oberg, Gadenstedt und Münstedt und gehörten der SPD an. Bei der Kreistagswahl im April 1947 siegte in Stadt und Kreis die SPD. In Dungenbeck erhielt sie 304 Stimmen (CDU: 182, FDP: 67, KPD: 63, Zentrum: 6).

Nach dem Krieg waren Lebensmittel knapper als in Kriegszeiten. Ein Erwachsener musste mit 1000 Kalorien auskommen. 50 g Butter wurden für vier Wochen zugeteilt. Rüben wurden jetzt hauptsächlich zu Sirup verarbeitet, und Steckrüben standen oft auf der Speisekarte der Familien. Geld war nicht viel wert. Der Schwarzhandel blühte, und so mancher Kohlenwaggon wurde in dieser Zeit geplündert. Im September 1948 wurde im Gräwig Torf abgebaut. Der Bruch erwies sich in diesen harten Zeiten als Schatzkammer. Der Torf wurde meist gleich am Wegesrand gebacken.

19.2 Ein Dokument von 1931 aus dem Turmknauf

Im Turmknauf der Dungenbecker Kirche hatten anlässlich einer Reparatur der Turmspitze **1931** die beiden Dachdeckermeister Hugo Hahne aus Klein Solschen und Christian Tönnies aus Münstedt folgende Notiz zur wirtschaftlichen und politischen Lage hinterlassen:

"Durch den verlorenen Weltkrieg 1914-1918 und durch die verkehrte Wirtschaftspolitik und Innen- und Außenpolitik der Nachkriegsjahre ist das deutsche Volk in eine Wirtschaftskrise von größtem Ausmaße geraten. Unerträgliche Lasten haben wir aufzubringen, Handel und Wandel liegt darnieder und ganz besonders schwer leidet auch das selbständige Handwerk. Jetzt schon haben wir 4 ½ Millionen Arbeitslose und ist noch nicht zu übersehen, was uns der kommende Winter bringen wird. Einigkeit des Volkes tut not, aber dieses wird von den abgewirtschafteten Parteien und gewissenlosen Menschen hintertrieben und die Volksgenossen werden aufeinander gehetzt.

Nun haben sich Bünde und Verbände gebildet, um Deutschland aus der Not herauszuführen. Einen ganz besonderen Platz unter diesen Bünden nimmt der 'Jungdeutsche Orden'¹ ein. Der Jungdeutsche Orden unter seinen Führer und Hochmeister Artur Mahraun tritt ein für die deutsche Volksgemeinschaft auf christlicher Grundlage und kämpft gegen Klasse, Kaste und Standesdünkel. Greifbare Vorschläge zur Erneuerung des Staates sind im 'Jungdeutschen Manifest' gemacht und schon vieles, wofür der 'Jungdeutsche Orden' eingetreten ist, ist heute von anderen Verbänden oder gar vom Volke übernommen. Eines steht fest: Gelingt es dem Jungdeutschen Orden sein Ziel durchzusetzen, dann wird es dem Deutschen Volks in absehbarer Zeit auch wieder besser gehen."

Treudeutsch-allewege! (Unterschriften Hahne und Tönnies)

Klein Solschen am 3. Oktober 1931.

19.3 Berichte von Dungenbeckern aus der Zeit nach 1933

Die Zeit des Nationalsozialismus war auch in Dungenbeck eine Zeit der Machtarroganz und der Repressionen gegen Andersdenkende. Auch hier gab es Einpeitscher, Mitläufer und Verweigerer, wie folgende Zeitzeugenberichte dokumentieren:

1. Hans Siedentopp (*1926):

Wir wohnten dort, wo die "Pralle Putte" war. Dort trafen sich immer die Nazis. Mein Bruder Erich Siedentopp war Funktionär der Nazis. Eines Tages war die Fahne weg, geklaut. Das war der Altkommunist, der Vater von Rolf Niebuhr. Den haben sie dann kontrolliert, und da haben sie die Hakenkreuzfahne gefunden.

Wir mußten damals im Jungvolk sein. Ich bin mit zehn Jahren eingetreten. Es gab Lager, Fahrtenspiele und Exerzierdienst, es war wie eine vormilitärische Ausbildung. Später kam man dann in die HJ. Das hat wieder einer bestimmt, wer aus Dungenbeck da rein kam - das war Lehrer Bösche. Der hat auch bestimmt, wer in die Partei kam. Wenn er Schüler sah, die beim Konfirmandenunterricht waren, gab es für diese Schüler am nächsten Morgen in der Schule immer Schläge. Konfirmandenunterricht war nicht erwünscht.

¹ Der Jungdeutsche Orden war ein von der Jugendbewegung ausgehender nationaler Jugendbund, 1920 von Artur Mahraun gegründet. Er war in Formen und Ideen dem mittelalterlichen Deutschen Orden nachempfunden. Die Nationalsozialisten lösten ihn 1933 auf.

Er hat auch in unser Poesiealbum geschrieben. "Man soll nicht die Hände falten, sondern erheben für den deutschen Gruß." Das war einer der Schlimmsten. Normalerweise hätte man den als Lehrer nicht wieder einstellen dürfen. Aber der war nachher wieder oben auf. Er und der Vater von Wilhelm Müller waren die Hauptsprecher in diesen Zeiten. Ich bin nicht mehr in die Partei gekommen, sondern dann in den Krieg. Erst zum Arbeitsdienst nach Wunstorf, dann als Soldat zur Ausbildung nach Salzwedel und dann gleich nach Frankreich an die Front, als wir gerade mit unserer Ausbildung fertig waren. Dann kam die Invasion. 1945 kam ich zurück und habe erst bei Heinrich Peyers in der Landwirtschaft gearbeitet, und als das Werk wieder produzierte, auf dem Walzwerk.

2. Else Hachmeister (*1914):

Ich war als Nähstubenleiterin eingesetzt. Carl Müller schickte mich nach Peine zu einem Kursus 'Gummistrümpfe kleben' für Pferde, die sollten bei Gasangriffen helfen. Dann sollten wir das in Dungenbeck machen. 20 Frauen hatte er bestellt. Er holte das Material aus Peine, aber er hatte keinen Pinsel und keinen Leim. Ich fragte: "Können sie mir mal sagen, wie das gehen soll?" Er: "Das ist deine Sache. Besorge dir 20 Pinsel in Peine. Dann wird es schon gehen." Daraufhin habe ich dann einen Brief gekriegt, weil ich gewagt hatte, gegen ihn anzusprechen. Man durfte ja nichts sagen.

Luise Könnecke (von Walter die Frau) war auch mit in der Nähstube, und Müller hatte ja die Post. Der brachte einen Brief von ihrem Mann. Der war verwundet gewesen, ist dann aber wieder an die Front gekommen. Nicht zu seinen Freunden, sondern zu Fremden. Er schrieb, er hätte ein Damenhemd und eine Uniform, die ihm 5 Nummern zu groß sei. Als Essgeschirr hätte er eine Konservendose. Wenn sein Kollege gefallen sei, dann kriegte er auch ein richtiges Eßgeschirr. Das hat Lieschen da vorgelesen. "Hört mal zu, was mein Mann schreibt." Die hat gleich einen Dämpfer gekriegt. Das wäre Wehrersatzung! Ich habe dann auch einen Brief gekriegt, dass ich Zersetzung hervorrufen wollte. Wir haben aber garnicht gewagt, überhaupt irgendetwas zu machen.

Mein Mann war auf dem Walzwerk. Er war freigestellt, Eisenbahnsekretär beim Rangierbetrieb. Zuletzt hatte er noch einen schweren Unfall. In der Phosphatfabrik ist ihm ein zentnerschwerer Haken auf den Kopf gefallen. Sie mußten immer 12 Stunden arbeiten, Sonntag und Alltag. Er hat aber immer gesagt: "Ich habe es doch besser als die Soldaten. Ich kann mich immer abends in mein Bett legen."

Mein Mann war in der SPD. Der Chef hat ihm gesagt, er müsse sich in der Nazipartei organisieren, sonst könne er ihn nicht halten. Da hat er sich bei der SA angemeldet und wurde SA-Anwärter. Er wurde aber nicht gleich aufgenommen, weil er politisch nicht reif sei. Er musste sich eine Uniform kaufen und musste zum Dienst auf den Escheberg. Friedel Hacke war dort der "Maßgebende". Der sagte: "Hachmeister, auf den Boden, robben!" "Ja, dann musst du mir deine Stiefel geben, mit meinen Stiefeln mache ich das nicht. Ich habe bloß das eine Paar." Das wurde ihm schon übelgenommen. Er ist dort mehrere Male hingegangen und sagte dann: "Wenn die das nächste Mal kommen und Geld holen, melde ich mich ab." Ich sagte: "Karl, das kannst du doch nicht machen." "Ich mache das nicht mit", sagte er. Dann kam Erwin Schridde aus Schmedenstedt und sagte, er müsse dann die Uniform abgeben. Ich sagte: "Die haben wir bezahlt. Außerdem habe ich sie schon umgefärbt und ziehe sie auf dem Felde an." Es gab ja damals nichts. Es war zum Glück schon kurz vorm Ende, sonst hätten sie ihn wohl noch drangekriegt. Man durfte ja da nicht austreten, das ging ja nicht.

Wilhelm Peyers wurde im Krieg Sonderführer, Kurt Peyers (Winkel) war Kreisjägermeister, beide große Nazis. Das waren die Bauern alle. Wenn die kleinen Leute in der Partei waren, konnte man ihnen das nicht übelnehmen. Sie mußten sonst aufhören zu arbeiten.

Müller hat gefragt, wer sich freiwillig meldet, die Leute aufzuhängen, die am Ende des Krieges noch in den Volkssturm mussten und desertierten. Es hat sich keiner gemeldet, und da hat er gesagt: "Ja dann muss ich es wohl selber machen!" Er sagte noch: "Wir werden siegen. Wenn wir nicht siegen, werde ich mich erschießen." Er hat sich aber nicht erschossen. Die sind hier einmarschiert. Da war ich zufällig im Laden bei ihm, und da kam einer und wollte seine Papiere. Sie haben ihn in die Mangel genommen, als es vorbei war, aber er ist ganz gut dabei weggekommen.

3. Erwin Niemann (*1918):

Anfang 1932 bei der Reichspräsidentenwahl fragte unser damaliger Hauptlehrer uns, durch wen der Reichspräsident gewählt wird. Kurt Finkam sagte: Adolf Hitler. Es gab natürlich großes Gelächter, denn es hat ja noch ein bißchen gedauert, bis er es dann geworden ist.

Am 30. Januar 1933 versammelten sich die Nazis bei Dunker und da hatten wir einen Alwin Bührig, das war von der Statur ein kleiner Mensch, aber eine Klappe. Der hat da geschrien: 'Heil!', und dann haben sie einen Fackelzug gemacht und uns Jungs hat das eigentlich noch gar nicht berührt. Hitlerjugend gabs hier anfangs noch nicht. Dann war es aber was Besonderes, Geländespiele und so weiter.

Für uns Jugendliche war hier vorher das Haupterlebnis der Woche das Turnen, mittwochs für Schüler und für uns in der Ausbildung Sonnabendabend. Ich war damals als Sechzehnjähriger einmal aus unserer Riege hinausgelaufen, weil die Mädels am Fenster standen. Unser damaliger Schneider Schenk, der unser Vorturner war, hat mir daraufhin einen an den Hals gehauen. Als die beiden Vereine dann zusammenkamen, der Sportverein vom Escheberg und wir, da haben wir dann auch Fußball gespielt und die Fußballer mit uns geturnt.

Dort wo das Gemeindebüro ist, war der Stellmacher Böhnstedt und Schlüter, das waren keine Nazis. Beide haben sie weggeholt. Dann war da noch ein August Bosse, der war überzeugter Kommunist, der ist für ein paar Jahre abgehauen.

1937 bin ich dann Soldat geworden. Als zwei Jahre herum waren, war es 1939 und wir konnten in den Krieg marschieren.

Ich hatte noch Glück, dass ich im März 1945 schon nach Hause kam. Wir waren in der Tschechei in russische Gefangenschaft gekommen, sind mit drei Leuten ausgebüxt und zu den Amerikanern gelangt.

In Dungenbeck angekommen, wurden wir vom Arbeitsamt verpflichtet, im Wald Holz zu schlagen - als Holzversorgung für die Stadt Peine. Motorsägen gab es nicht. Aber wir hatten den Herbert Rösemann dabei. Der hielt zwar nicht viel vom Arbeiten, aber er war technisch versiert und hat unsere Sägen immer geschärft. Ich hatte damals Glück gehabt, dass ich für selbstgebrannten Schnaps noch ein Fahrrad bekam.

Im Herbst 1946 kam ich zur sogenannten Zensurstelle der britisch besetzten Zone. Die war im großen Verwaltungsgebäude vom Walzwerk. Wir mussten dort Briefe sortieren. Otto Peyers und Heinrich Peyers waren in englischer Gefangenschaft. Die Briefe an die beiden habe ich dann immer gleich in den Sack der zensierten Briefe geschmissen und hinten noch einen Gruß drauf geschrieben. Die beiden wunderten sich immer, wie denn ein Gruß von mir auf ihre Briefe kommt.

4. Rolf Niebuhr (*1927):

Wir waren alle mit sechs Jahren im Jungvolk und mit 14 Jahren in der Hitlerjugend. Mein Vater war grundsätzlich Kommunist von Anfang an. Er ist schon mit 14 Jahren in die Kommunistische Partei eingetreten. Dann gab es noch einen echten Kommunisten hier, das war Heinrich Behrens, ein Junggeselle. Das waren die einzigen, die ich kenne. Wir hatten so einen kleinen Bolschenladen, wie viele ihn hatten. Eines Sonntagmorgen kamen die von der Partei aus Schmedenstedt und Dungenbeck zu uns. Das waren der Lehrer Bösche, der Lehrer Schmidt aus Schmedenstedt und noch jemand. Sie haben unseren Vater beknielt, er solle in die Partei eintreten. Und mein Vater hat gesagt: "Wie soll ich in eure Partei eintreten? Ihr wisst genau, in welcher Partei ich bin. Dann würde ich ja mich verraten. Ich kann das nicht." Und weil wir ja unseren kleinen Laden hatten, ist meine Mutter dann in die "Frauenshaft" eingetreten. Daraufhin haben wir unseren kleinen Bolschenladen in der Nazizeit aufrechterhalten können.

Ich war bei der Marine-HJ und hatte mit der Dungenbecker HJ nicht viel zu tun. Wir hatten unseren Stützpunkt an der Berkumer Brücke. Ich wollte dann später auch Unteroffizier bei der Marine werden. Das hat mein Vater aber zu verhindern gewusst. Ich hatte schon in Kiel unterschrieben. Mein Vater wollte aber, dass ich vorher einen Lehrvertrag bei der Dungenbecker Mühle unterschreibe. Als die Marine davon erfuhr, war es vorbei mit meinen Plänen, und ich wurde Müller.

Als letzter wurde unser Jahrgang in die Partei aufgenommen. Das fand bei Müller statt. Das ganze Dorf mußte dort hin. Nur einer war nicht dort, mein Vater. Mein Vater hat auch an Feiertagen nie Fahnen herausgehängt, das mußte ich dann machen, weil wir den Bolschenladen behalten wollten. Man war auch gezwungen, beim Vorbeigehen an einer Nazifahne die Hand zum Gruß zu erheben. Mein Vater hat das sein ganzes Leben lang nicht gemacht.

Konflikte mit meinem Vater hat es nie gegeben, weil ich in die NSDAP eingetreten bin. Als ich nach dem Krieg aus russischer Gefangenschaft kam, war mein Vater Heinrich als eine Art Ortsvorsteher in Dungenbeck eingesetzt.

Um 1936 gab es bei uns den ersten Zigarettenautomaten im Dorf. Viele Walzwerkerarbeiter, die hier durchkamen, haben sich bei uns mit Zigaretten versorgt. Drei "Eckstein" kosteten damals 10 Pfennig. Das ist viel billiger als heute, für die Walzwerkerarbeiter war das damals aber viel Geld.

5. Heinrich Peyers (*1926):

Ich bin zum Peiner Ratsgymnasium gekommen. Das war die Zeit des Nationalsozialismus. In der Schulzeit habe ich auch miterlebt, als morgens die Peiner Synagoge brannte.¹ Wir waren alle sehr überrascht. Ich selber hatte auch immer gern in jüdischen Geschäften eingekauft. Am Markt befand sich das Brunsviga-Geschäft. Das war nicht ganz so teuer, und das war für uns natürlich günstig. Es gab dort Waren des täglichen Bedarfs. Eines Tages waren wir sehr überrascht, dass plötzlich die Fenster beschmiert waren. Beim Synagogenbrand bin ich schnell hingefahren, als ich zur Schule mußte. Ich hatte den Rauch gerochen. In der Schule hatten wir auch einen Juden dabei, aber der ist anständig behandelt worden, ihm ist eigentlich nie etwas passiert. Es war Klaus Traube. Sein

¹ Die 1907 an der Ecke Goethestraße/Bodenstedtstraße eingeweihte neue Synagoge wurde am 10. November 1938 von der SA angezündet und zerstört. Dabei wurde der Peiner Jugendliche Hans Marburger ermordet. Nach ihm ist heute die Hans-Marburger-Straße benannt. Ein Ehrenmal erinnert an den Platz der Synagoge.

Vater war Zahnarzt in Peine. Klaus war ein sehr guter Schüler, vor allen Dingen in Mathematik.

In Dungenbeck hatten wir damals einen SA-Sturmführer. Wir waren im Jungvolk. Ernst Hacke war unser Kommandant. Dort haben wir viel Fußball gespielt, wir hatten eine ganz gute Mannschaft. Für uns Kinder war es eine schöne Zeit. Wir haben beim Jungvolk viel unternommen, Wanderungen, Zeltlager, Ausflüge. Mit 15 Jahren bin ich selbst Jungzugführer in Dungenbeck geworden, weil meine Vorgänger in den Krieg mussten. Ein Jahr lang war sogar der Sonnabend schulfrei und als Dienst-Tag mit Spielen, Sport und Geländespielen festgesetzt. Mitgemacht haben in Dungenbeck eigentlich alle. Einige haben sich etwas zurückgehalten, aber die meisten kamen regelmäßig. Ich hatte auch einen Fanfarenzug in Gang gebracht (Fanfaren und 2 Trommler), und so sind wir mit Musik durchs Dorf marschiert.

Probleme mit den Walzwerkerarbeitern hatten wir in Dungenbeck eigentlich nicht, im Gegensatz zu anderen Dörfern. Sicherlich gab es einige Vorurteile. So hörte man in der Kneipe oft den Spruch: 'Heinrich, gib doch mal einen aus. Die Bauern haben doch so viel Geld!'

Die Jugendzeit ist leider sehr schnell vergangen. Das schlechte war daran, das wir schon sehr früh eingezogen wurden. Wir kamen in ein Wehrtüchtigungslager und sind dort miserabel behandelt worden. Im Anschluss daran bin ich einberufen worden. Ich war damals 17 Jahre alt. Später bin ich in englische Kriegsgefangenschaft gekommen. Wir sind mit dem Schiff nach England gebracht worden. Englisch konnte ich damals schon etwas. Wir sind dort ordentlich behandelt worden. Wie im Kriegseinsatz war ich dort auch wieder Fahrer und habe die anderen Gefangenen zum Arbeitseinsatz gefahren. Wir waren hauptsächlich in der Landwirtschaft eingesetzt, und das hat mein späteres Leben auch mitgeprägt. Im Januar 1948 bin ich aus England zurückgekommen. Es sah hier fürchterlich aus. Auf der Straße von Peine nach Dungenbeck war Schlagloch neben Schlagloch. Die Stimmung hier zu Hause war prima. Die Jugend tanzte, und es war immer was los, obwohl wir ein geschlagenes Volk waren. In der Jugend hat man das kaum gemerkt. Der Zusammenhalt hier im Dorf war sehr gut.

Folgende Befragungen wurden von Ilse Horstmann durchgeführt:

6) Marta Wolf geb. Oelmann (*1928):

Ich wurde am 7. Februar 1928 in Dungenbeck geboren als Kind des Kranfahrs auf dem Peiner Walzwerk Heinrich Oelmann und Marta geb. Siedentopp. Die Schulzeit stand immer im Schatten der politischen Ereignisse. Das Lernen stand bei Lehrer Bösche an zweiter Stelle. Morgens wurde immer erst Appell gehalten. Fahnen wurden auf einer Landkarte gesteckt. Sie zeigten den Standort der deutschen Truppen im Ausland. Im Sommer war Ernteeinsatz bei den Bauern. Zu den Arbeiten gehörte es, Kartoffelkäfer zu sammeln, Erntearbeiten, wie Bohnen und Erbsen zu pflücken und auch zu bearbeiten, und die Maulbeerbäume zu versorgen. 1942 wurde ich konfirmiert.

Generell konnte man sagen, dass man in Dungenbeck nur Schwierigkeiten mit der politischen Führung bekam, wenn man offen gegen den politischen Strom schwamm. Wichtig war es, dass bei wichtigen Anlässen immer geflaggt war. Lehrer Schulz passte auf, dass alle Schüler an Aufmärschen teilnahmen. Diese Aufmärsche wurden bis etwa 1942 durchgeführt. Unter Voranmarsch des Ortsgruppenleiters und des Ortsbauernsführers marschierte man mit einem

Trommel- und Pfeifenchor durch das Dorf zur Schule. Die Reihenfolge des Zuges: Erst kamen die Pimpfe, die Hitlerjugend, die Jungmädchen, der BDM, die Frauenschaft, die NSDAP, dann die Arbeitsfront. An der Schule hielt der Ortsgruppenleiter immer eine flammende Rede. Bei den Frauen waren Luise Bösche, Frau Kucklick und Luise Peyers für die Partei tätig. Heinrich Behrens aus Dungenbeck wurde von den Nazis Ende 1944 für etwa ein halbes Jahr in ein Lager gesteckt.

Mein Vater hatte für mich schon eine Lehrstelle in Peine als Schneiderin. Leider durfte ich die Lehrstelle nicht antreten, da hierzu die Genehmigung des Arbeitsamtes erforderlich war, die meinem Vater verweigert wurde, weil er nicht in der Partei war. Ich sollte dann mein Pflichtjahr bei einem Bauern machen, was mein Vater wegen meiner schwachen Konstitution nicht zuließ. Ich bekam daraufhin eine Stelle in der Uckermark bei einer Lehrerin mit zwei Kindern. Weil ich Heimweh hatte, hielt ich es dort nicht lange aus. 1943 kam ich dann als Haushaltshilfe in das Haus der Firma Wilke an der Breiten Straße in Peine. Von 1944 bis 1945 wurde ich in der Spinnhütte (heute Elmeg) eingesetzt.

Ungefähr ab 1940/41 gab es in Dungenbeck Fremdarbeiter, zuerst Polen, dann Franzosen, Serben und Russen, insgesamt ca. 30. Sie waren eingesetzt bei den Bauern Heinrich Matthies, Heinrich Schlüter, Marta Schlüter, Fritz Heine und bei allen Peyers. Zum Teil waren sie in der alten Schule an der Kirche untergebracht. Kurz bevor die Amerikaner einzogen, sind die ersten Fremdarbeiter weggelaufen. Es gab keine Verfolgung. Bauer Heinrich Matthies hatte zwei Russenmädchen. Die beiden hatten gesehen, dass er Wertsachen im Garten vergraben hatte, und es den Amerikanern verraten. Mit Sonden haben diese im Garten gesucht und sind auch fündig geworden. Es wurde alles wieder herausgeholt. Am Schlackenbergr war ein großes Lager, in dem Russen und Polen untergebracht worden waren. Nach der Kapitulation haben hauptsächlich die Polen geplündert. Was sie nicht gebrauchen konnten, haben sie in den Gräben zwischen Peine und Dungenbeck geworfen; jede Menge leere Schuhkartons lagen dort. Wenn man mit dem Fahrrad unterwegs war, musste man Angst haben, dass es weggenommen wurde. Mein Vater war mit dem Fahrrad unterwegs in die Oberger Tannen, wo er malen wollte; im Rucksack waren seine Malsachen. Hinter dem Bruch lauerten ihm die Polen auf. Nur durch einen schnellen Rückzug und durch die Anwesenheit einiger Amerikaner behielt er Fahrrad und Rucksack.

Etwa 1944 kamen die ersten Evakuierten aus Aachen. Bei uns wurden Frau Debus mit ihren zwei Kindern und Frau Windmüller untergebracht. Sie blieben bis zum Sommer 1945. Nach den ersten Bombenangriffen auf Hannover, Hildesheim und Braunschweig mussten alle Männer zum Trümmerräumen in die drei Städte. Diese Arbeit wurde bis zum Kriegsende von der NSDAP organisiert. Zuerst fuhr man mit Trecker und Anhänger in die Städte, später, nachdem die Eisenbahnverbindungen wieder hergestellt worden waren, mit dem Zug. Nach dem Zusammenbruch wurden die Männer, die bei dem Walzwerk beschäftigt waren, vom Walzwerk zum Trümmerräumen geschickt; mein Vater war in Braunschweig beim Theater eingesetzt. Mit Wiederaufnahme der Fertigung beim Walzwerk wurde dann wieder dort gearbeitet.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner wurde eine Ausgangssperre erlassen, anfangs ab 18 Uhr. Im Laufe der Zeit wurde jeweils um eine Stunde erweitert bis 23 Uhr. Diese Ausgangssperre bestand bis 1947 hinein.

Von den Amerikaner wurden Fritz Wulf sen. und Carl Müller sofort abgeholt und in ein Lager gesteckt. Fritz Wulf wurde auf die Motorhaube gebunden und so

abgefahren. Die Amerikaner waren in der neuen Schule untergebracht, das Bösche Haus war auch beschlagnahmt. Beim Einzug in die Schulen haben sie Inventar rausgeschmissen und verbrannt. Das Feld zwischen Hilligenhop und Escheberg wurde sofort abgemäht und als Sportplatz benutzt, solange die Amerikaner in Dungenbeck waren. Kinder durften zu den Aufenthaltsplätzen der Amerikaner und wurden oft mit Schokolade verwöhnt. Erwachsenen durften sich dort nicht aufhalten.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner wurde bekannt, dass in Dungenbeck verschiedene Lager waren: Bei Heinrich Schlüter waren Haushaltswaren untergebracht, bei Richard Kielhorn Spirituosen, Tabakwaren und Süßigkeiten, bei Gustav Burgdorf (Imker) Küchenartikel, bei Matthies auf dem Escheberg Weißwaren, bei Sturm Geschirr. Vorsteher Willi Kielhorn organisierte die Verteilung der Waren; Frau Windmüller war hier eingesetzt. Zuerst wurde Bestandsaufnahme gemacht, dann gab die Gemeinde Bezugsscheine aus. Als erste bekamen die Bombengeschädigten etwas, dann die Kriegerwitwen und dann alle anderen. Wünsche konnte man nicht äußern. Es wurde alles genommen, da man damit tauschen konnte. Ich hatte eine Flasche Kirschlikör bekommen. Nach drei Gläsern hatte ich den ersten schweren Rausch meines Lebens. Frau Römisch war auch Evakuierte. Sie hatte große Wollbestände und eröffnete eine Lohnstrickerei. Auch meine Schwester Ilse Schridde geb. Oelmann, die Kriegerwitwe mit zwei kleinen Kindern war, strickte fast Tag und Nacht, um sich etwas zu verdienen.

1946 setzte dann der Flüchtlingsstrom vom Osten ein. Zu unserer Familie gehörten meine Eltern, meine zwei Schwestern und ich sowie die zwei kleinen Kinder meiner Schwester. Wir mussten auch Räume abgeben. Ein ca. 18 qm großer Raum (es war die gute Stube) wurde zwei Schlesierinnen zugeteilt. Eine davon hieß Frau Arilek, den anderen Namen weiß ich nicht mehr. Diese zwei sich völlig fremden Frauen konnten sich in dem Raum nicht vertragen. Meinem Vater blieb nichts anderes übrig, als eine ca. 1,5 m hohe Wand durch das Zimmer zu ziehen; eine geschlossene Wand konnte nicht gezogen werden, da es nur eine Lampe und einen Ofen im Zimmer gab. Gekocht wurde in der Waschküche, wo eine "Kochhexe" stand. Diese beiden Frauen zogen bald wieder aus. Dann kam Frau Reimann mit ihren zwei Söhnen in das Zimmer. In unserem Haus waren ab 1946 das Ehepaar Kniese, Frau Lux (sie kam nur zum Schlafen) und zeitweise zwei Soldaten untergebracht. Das Ehepaar Kniese hat bis zum Tod bei uns gewohnt.

Ende 1945/Anfang 1946 konnte die erste Tanzstunde abgehalten werden. Sie fand auf dem Escheberg statt. Seit Anfang 1946 bis zur Währungsreform wurden Tanzvergnügen abgehalten, die abwechselnd auf dem Escheberg oder bei Dunkers ("Alter Krug") stattfanden, meist in der Woche bei Dunkers und sonntags auf dem Escheberg. Gespielt haben die Kapellen "Teddis" (3 bis 4 Mann) und die "Karos" (8 bis 10 Mann). Getanzt wurde bis eine halbe Stunde vor der Sperrstunde. Bei diesen Tanzvergnügen kam es sehr oft zu Schägereien. Es gab dort eine Zwei-Klassen-Gesellschaft: hier die Holländer, die in Peine bei der Postversorgung der Briten eingesetzt waren und den feinsten Alkohol in Hülle und Fülle hatten, dort alle Dungenbecker Jugendlichen, die sich mit Rübenschnaps begnügen mussten. 1948 wurde das erste Schützenfest nach dem Krieg gefeiert. Bei der Gaststätte Kielhorn wurde ein Zelt auf den Hof gestellt. Ein Ehepaar ist gekommen und fragte meinen Vater, ob es vor unserem Grundstück einen Tisch aufstellen durfte, um Fischbrötchen zu verkaufen. Ich habe dann mein erstes Fischbrötchen gegessen. Es war mit Fisch in Tomatensoße belegt. Es hat

wunderbar geschmeckt. An Alkohol wurde nur der selbst gemachte Rübenschnaps getrunken. An der Mauerwand vom Grundstück Brandes (heute Bartels) stand bis zur Währungsreform:

"Was uns zusammenhält, ist das Rübenfeld,
solange noch die Rüben wachsen, gibt es Schnaps in Niedersachsen."

7) Otto Peyers (*1926). Hans Siedentopp (*1926), Gertrud Lauschke geb. Walkling (*1926), Gerda Kamp geb. Könnecke (*1925):

1932 wurden wir eingeschult. Unsere Klasse war in der Pfarrscheune. Unser Lehrer war Herr Winkelmann. Herr Winkelmann kam immer mit vorgebeugtem Kopf und dem deutschen Gruß in die Klasse. Er trug immer einen Strohhut. Wenn wir keine Lust zum Lernen hatten, beklagten wir uns nur über die schlechte Luft. Er machte dann sofort die Fenster auf. Darüber hatte er vergessen, was er wissen wollte. Sein Verdienst war es, dass er allen Dungenbecker Schulkindern das Schwimmen beibrachte.

1936 kamen wir Jungen in das Jungvolk und die Mädchen in die Jungmädels. Die Uniform der Mädchen bestand aus weißer Bluse, dunkelblauem Rock, brauner Kletterweste mit langen Ärmeln, schwarzem Schlips, braunem Knoten (Halstuch). Die Uniform des Jungvolks ist bei Walter Könnecke beschrieben. Ab ca. 1938 trugen die Jungen im Winter die lange Skihose, davor wurde die kurze Hose mit Wollstrümpfen mit Strumpfhaltern getragen.

Das Jungvolk/Jungmädels war wie folgt organisiert:

Zug	Dorf Dungenbeck,
Fähnlein	Dörfer Woltorf, Schmedenstedt, Münstedt, Oberg und Dungenbeck,
Stamm	der Südkreis,
Bann	Peine.

Wir sind begeistert in das Jungvolk gegangen. Dort wurde Sport betrieben (hauptsächlich Leichtathletik) und Schnitzeljagden sowie Geländespiele veranstaltet, auch wurde viel gesungen. 1936 wurde ein Trommel- und Fanfarenzug gegründet. Der Zug bestand aus vier Fanfaren und einer Landsknechtstrommel. Otto Peyers übernahm erst die Trommel und ging dann, da er Waldhorn spielen konnte, zu den Fanfaren. Dafür übernahm Heinz Börner die Trommel. Auch Otto Schridde und Otto Wedemeyer bliesen Fanfaren. Das Spielen wurde uns von Ernst Hacke beigebracht.

Dienst war immer am Sonnabend; wir hatten dann schulfrei. Wenn wir zum Dienst gingen, marschierte immer der Trommel- und Fanfarenzug voran. Große Umzüge waren am 1. Mai und Erntedankfest. Die Nacht zum 1. Mai verbrachten wir gemeinsam bei einem Bauern in der Scheune. Bis 1938 ging der Umzug zum Escheberg. Nach der Einweihung der neuen Schule im Juni 1938 führten die Ausmärsche dann zur Schule bzw. zum Sportplatz. Neben der Rede des Ortsgruppenleiters wurden Spiele vorgeführt. Auch Vorführungen mit Keulen, Bällen und Ringen standen für uns auf dem Programm. Der Umzug zum Erntedankfest wurde noch durch kleine Festwagen erweitert. Dann hielt noch zusätzlich der Ortsbauernführer eine Rede.

8) Gerda Kamp geb. Könnecke (*1925):

Bei einem Umzug war ich als Rotkäppchen verkleidet. Werner Kühne mit seinem Ziegenbock war das Gespann. Ortsfrauenschaftsführerin Heine hatte einen ausgestopften Wolf in den geschmückten Wagen gelegt.

Dienstags und freitags hatten wir Konfirmandenunterricht. Treffpunkt zum Konfirmandenunterricht waren die Steine, die auf der Verkehrsinsel vor dem Pfarrhaus standen. Wenn uns dort Lehrer Bösche sah, bekamen wir fast immer am nächsten Tag Ärger in der Schule.

Um 1934 hatte der Bauer Otto Schlüter eine leichtfertige Äußerung gegen die Partei gemacht. Auf Veranlassung von Ortsgruppenleiter Fritz Wulf wurde er abgeholt und in das Lager Moringen gebracht. Über das Geschehen im Lager Moringen haben Otto Schlüter und auch später Heinrich Behrens nie gesprochen. Es kursierte auch das geflügelte Wort: "Wenn Du Dich gegen die Partei äüßerst, kommst Du nach Moringen."

Bei den Elternabenden, die unter Leitung der Partei vom Jungvolk veranstaltet wurden, wurde alle Dungenbecker, die ein Musikinstrument spielen konnten, aufgefordert, sich bei der musikalischen Unterhaltung zu beteiligen. Das wurde auch gemacht. Hier wurde auch Theater gespielt. In einer Szene war es erforderlich, dass von den Akteuren Heinz Lehmborg, Gerd Schridde, Heinz Ramm geraucht wurde. Ortsgruppenleiter Carl Müller und Lehrer Bösche waren über diese Raucherei sehr erbost und schimpften. Ihnen wurde dann folgende Paradoxie entgegen gehalten: das Rauchen sei ihnen verboten, aber sie seien alt genug, um morgen die Einberufung in den Krieg bekommen zu können.

Durch den Neubau der Schule und Umzug in die neue Schule 1938 wurde das alte Schulgebäude in ein Landdienstlager umgestaltet. In diesem Landdienstlager waren ca. 20 16- bis 17-jährige Jugendliche, die aus der Landjugend kamen, untergebracht, um den Bauern ein Jahr lang zu helfen. Ein Klassenraum wurde für die Unterbringung der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter benutzt. Herr Schlein hat die Räume bis Kriegsende auf- und wieder abgeschlossen.

Bei Heinrich Peyers war eine ganze Familie (4 Erwachsene und 2 Kinder) zur Zwangsarbeit eingesetzt.

1942 war die Kompanie 503 vom März bis zum Herbst in Dungenbeck untergebracht. Aus dieser Kompanie blieben Fritz Sarne, Walter Seidel und Rupert Neugebauer der Liebe wegen in Dungenbeck.

Von 1946 bis 1948 lebte ich in Neustadt am Rübenberge. Dort wohnte mein Verlobter. Er arbeitete in einem englischen Arbeitslager als Koch. Da es überall kalt war, ging ich abends immer in das Lager, wo es sehr schön warm war. Dort sah ich den ehemaligen Ortsgruppenleiter Fritz Wulf aus Dungenbeck und Wilhelm Rautmann aus Schmedenstedt als Insassen. Ich war dort oft in dem Raum, in dem Fritz Wulf lebte. Er war mit ca. 6 Personen im Zimmer untergebracht. Die Lagerinsassen mussten Torf stechen. In der Zeit von 1946 bis 1948 wurde Fritz Wulf zwei oder drei Mal von den Engländern nach Dungenbeck gefahren. Dort konnte er ein Wochenende bei der Familie verleben. Ich bin dann immer Sonnabendmorgen mit nach Dungenbeck gefahren. Am Sonntagabend wurde er wieder abgeholt. Ich bin dann auch wieder mit dem Transport nach Neustadt gefahren. 1948 bin ich wieder nach Dungenbeck gezogen. Fritz Wulf war da noch im Lager.

9) Otto Peyers (*1926)

Werdegang vom Lehrling bis zum Ende der Kriegsgefangenschaft.

Nach Schulentlassung und Konfirmation begann ich am 1. April 1940 die Landarbeitslehre auf dem elterlichen Hof. Im März 1941 machte ich den Führerschein Kl. 4, der aber bis zur Vollendung des 16 Lebensjahrs nur im eigenen Betrieb gültig war. Nach der Landarbeitsprüfung begann 1942 die Landwirtschaftslehre und im Herbst die Landwirtschaftsschule; kriegsbedingt wurde der gesamte Lehrstoff für zwei Semester in einem Winterhalbjahr vermittelt. In dieser Zeit kamen Vertreter der SS, um uns ähnlich der Musterung zu untersuchen, ohne besonderes Ergebnis. Da sich nicht genügend Leute für die Aufstellung einer neuen Division gemeldet hatten, wurde die Untersuchung wiederholt und fast alle unterschrieben. So waren wir Freiwillige der Waffen-SS. Im Mai 1943 kamen wir in ein Wehrrtütigungslager in Wildflecken (Röhn), einem Truppenübungsplatz. Wir erhielten die SS-Uniform mit der HJ-Armbinde. Nach vier Wochen wurden wir entlassen, um 14 Tage später eingezogen zu werden. Stichtag dafür war der 1. Juli. Da ich bin am 2. Juli geboren wurde, durfte ich meine Uniform noch einmal zurückschicken. Im Juli machte ich den Führerschein der Kl. 2. Im November wurde ich dann über Unna nach Turnhout (Belgien) einberufen und kam zur Aufklärungsabteilung der HJ-Division, wo ich zum MG-Schützen eingeteilt wurde. Da aber Kraftfahrer gesucht wurden, musste ich meine Führerscheinprüfung zum Militärschein wiederholen. Danach kam ich zum Panzerlehrgang nach Frankfurt/Main in die Adlerwerke. Wieder zurück, wurde ich zum Schützenpanzer-Fahrer (Halbketten) ausgebildet. Im Februar holten wir unsere Fahrzeuge aus Naumburg/Saale (Heereszeugnebenlager) nach Turnhout und wurden Ende März nach Evreux (Frankreich) verlegt.

Am 6. Juni 1944 begann die Invasion in der Normandie (bei Caen). Wir waren in der Nähe und somit vom ersten Tag an dabei. Die Feuertaufe erhielten wir durch Schiffsartillerie. Nach vier Wochen wurde ich 18 Jahre alt! Nach sehr schweren und verlustreichen Kämpfen kamen wir über Falaise und Argentan zurück und wurden zur Neuaufstellung über Siegen im Sauerland nach Dickel bei Diepholz verlegt. Von hier ging es Anfang Dezember in die Nähe von Köln. Wir waren vom ersten Tag an (16.12.1944) bei der Ardennenoffensive dabei; wieder schwere und verlustreiche Kämpfe. Am 27. Januar 1945 wurde ich durch Tiefflieger verwundet. Nach erster Versorgung bekam ich vom Kompaniechef den Marschbefehl und Fahrschein zum Lazarett in Peine (Lyzeum), wo ich operiert wurde. Da ich nicht zurück zu meiner Einheit konnte, die inzwischen nach Ungarn verlegt worden war, erlebte ich den Einmarsch der Amerikaner in Peine. Auf Grund meiner Zugehörigkeit zur Waffen-SS versteckte ich mich auf dem Escheberg, zeitweise im Wald in einem Erdloch, sonst bei der Familie Matthies. Helmut Matthies und Werner Schridde leisteten mir oft Gesellschaft.

Es wurde langweilig, und irgendwann musste ich mich auch der Realität stellen. Darum meldete ich mich beim Bürgermeister Fritz Kuchenbuch zurück und ging dann der Arbeit auf dem elterlichen Hof nach. Da mein Zimmer beschlagnahmt worden war, schlief ich unten in der Stube. Mitte Juni 1945 bemerkte ich nachts eine Person in meinem Zimmer. Ich bekam diesen Mann zu fassen und schrie um Hilfe. Mein Vater erschien, und wir konnten ihm eine Pistole abnehmen. Das Haus war wach, es wurde Licht gemacht. Zu unserem Schreck hatten wir nun einen amerikanischen Soldaten (polnische Einheit), ein oder zwei andere waren uns entkommen. Umgehend wurde der Bürgermeister benachrichtigt, der auch sofort kam. Er wusste, da Einbrüche damals an der Tagesordnung waren, dass

eine Berschwerde beim Kommandanten nur Sinn hatte, wenn man den Einbrecher gefasst hatte. Da wir jetzt mal einen hatten, wurde der Mann abgeholt und auch die Pistole mitgegeben. Die nächste Nacht verbrachten wir auf dem Strohboden, mit Forken bewaffnet; es passierte aber nichts.

Nach einigen Tagen zogen die Amerikaner ab, und die Engländer übernahmen die Führung. Im November kam eine Amnestie: wer keine Entlassungspapiere hatte, musste sich in der Schützengilde in Peine melden. Ich gehörte auch dazu, weil ich wegen meiner Verwundung keine erhalten hatte. Der Schützenplatz stand voll ehemaliger Soldaten. Die meisten gingen durch die Schützengilde und erhielten den D-2-Entlassungsschein, 40 Mark und eine Büchse Fleisch oder Wurst. Die nichts vorlegen konnten, wurden in einen Bretterschuppen gesperrt und abends abgeholt. Ich ging nach Haus, half noch ein paar Tage bei der Rübenerte, packte dann meinen Rucksack und stieg abends auf den LKW, der uns nach Immendorf bei Salzgitter brachte, wo wir in ein Arbeitslager unter der Hochstraße kamen. Die Verpflegung war miserabel. Durch Freunde und Bekannte gelang es uns, an Kartoffeln zu kommen, so dass wir auf der Herdplatte Puffer backen konnten. Auf mein Ehrenwort, wieder zurückzukommen, konnte ich noch einmal zu Fuß nach Haus, wo ich von den Angehörigen der Kameraden Pakete mitbekam. Mein Vater brachte mich dann wieder mit der Kutsche nach Immendorf zurück; die Freude der Kameraden war groß. Bald hieß es: Ihr kommt jetzt nach Munsterlager zur Entlassung. Eines Abends mussten wir (im Scheinwerferlicht von LKWs) zum Bahnhof marschieren. 50 Mann kamen in einen Güterwagen, der verschlossen wurde. Nach zwei Tagen durften wir auf freier Strecke aussteigen, um unsere Notdurft zu verrichten. Dann ging es weiter nach Berchem, etwa 60 km hinter Brüssel, wo wir am Bahnhof ausgeladen wurden. Wir mussten durch ein Spalier bis zur Straße laufen, wurden bespuckt und mit Stöcken und Gewehrkolben geschlagen; es war kein Vergnügen. Danach ging es im Laufschrift bergan. Wir standen plötzlich vor einem Tor. Man sagte uns: Dahinter habt ihr Ruhe. Man glaubte schon an die ewige Ruhe. Wir waren in einem Zeltlager, 20 Mann pro Zelt, wie die Sardinen in der Büchse, umdrehen nur auf Kommando. Es war nasskalt und Weihnachten 1945, schlechte Verpflegung, amerikanisches Weißbrot wie Watte. Wir bauten uns eine Waage, um das Brot gerecht verteilen zu können. Aus Keksdosen wurden Öfen, aus Cornetbeef-Dosen Schornsteine gebaut, aus anderen Dosen Lagerstraßen.

Dann gab es wieder Parolen: der D-2-Schein sei auszufüllen; die Hoffnung auf Heimkehr wuchs. Am 1. April 1946 wurden wir auf ein Schiff geladen und kamen in London an, von dort per Bahn nach Bury in eine alte Weberei und Spinnerei, die schon im ersten Weltkrieg als POW-Lager für Kriegsgefangene diente. Der größte Raum war mit 1500 Mann, der kleinste mit 600 Mann belegt. Für die Notdurft waren einige 35-Liter-Kübel aufgestellt worden. Da sie nicht ausreichten, stank es. Morgens und Abends wurden wir gezählt. Nach etwa vier Wochen kamen wir in ein Arbeitslager in Milnthorp, wo wir in Baracken untergebracht waren. Wir mussten im Steinbruch, beim Straßenbau oder in der Landwirtschaft arbeiten. Ich mähte gerade Farnkraut, als ein LKW hielt und etwa 20 deutsche Offiziere mit Sensen und Sichel abstiegen. Wir redeten miteinander, und ich erzählte ihnen, wie sich das Kriegsende in der Heimat abgespielt hatte. Meinen nächsten Arbeitsplatz erreichte ich etwa 6 km weiter mit dem Fahrrad auf einer Farm mit etwa 20 Kühen. Nach vier Wochen konnte ich auf der Farm bleiben, wohnte mit dem Sohn in einem Zimmer und hatte Familienanschluss. Die Freundschaft und gegenseitige Besuche sind bis heute geblieben.

Das Lager wurde aufgelöst, ich musste noch einmal umziehen. Die Bitte des Farmers, mich bis zur Entlassung behalten zu können, wurde nicht erfüllt. Wir kamen nach Penrith, wo wir wieder verschiedene Arbeiten tun mussten. Am 2. Juli 1948 wurden wir ins Durchgangslager entlassen, und am 8. Juli kamen wir ab Harwich über Holland nach Munsterlager in Deutschland, wo wir den D-2-Schein und den gesparten Bonus (600 DM) erhielten. Am 12. Juli 1948 war ich endlich zu Hause. Eine Odyssee war zu Ende.

10) Gertrud Lauschke geb. Walkling (*1926):

Nach Abschluss der Handelsschule musste ich 1942 mein Pflichtjahr in der Landwirtschaft machen. Ich meldete mich zum Osteinsatz in die Nähe von Danzig und brauchte dort nur ein halbes Jahr zu arbeiten. Danach arbeitete ich bei der Deutschen Arbeitsfront (damalige Gewerkschaft) in Peine als kaufmännische Angestellte. 1943 meldete ich mich freiwillig zum Arbeitsdienst und wurde zum 1. November 1943 nach Göritz/Küstrin einberufen. Eingesetzt wurde ich zur Arbeit bei Bauern, aber auch wochenweise im Lager in der Küche, Waschküche, Haushalt und Verwaltung. Als Kameradschaftsälteste hatte ich den Vorteil, dass ich nicht in den Kriegseinsatz (z.B. Munitionsfabrik) dienstverpflichtet wurde. Da mein Berufswunsch Lehrerin war, hatte ich hier die Möglichkeit, über den 2. Bildungsweg eine Aufnahmeprüfung für die Lehrerbildungsanstalt Elbing zu machen. Diese Prüfung machte ich erfolgreich in Posen. Meine Ausbildung sollte am 23.1.1945 in Elbing beginnen; da war Ostpreußen allerdings längst von Russen besetzt. Im November 1944 wurde ich aus dem Arbeitsdienst entlassen. Die Freude, nach Hause zu kommen, dauerte nur bis zum nächsten Tag. Dann erhielt ich die Einberufung zur Luftwaffe. Die Ausbildung erfolgte in Gotha an Scheinwerfern. Die Arbeit bestand eigentlich nur aus Scheinwerferputzen. Silvester 1944 stand ich mit einigen Kolleginnen auf dem Bahnhof in Gleiwitz/OS. Als zum Jahreswechsel die Glocken läuteten, haben wir fast alle dort gestanden und geweint. Wir kamen dann in der Nähe von Gleiwitz wieder in eine Scheinwerferstellung. Als die russische Front immer näher rückte, wurden aus der ganzen Umgebung etwa 900 Mädchen in einer Schule in Gleiwitz zusammengefasst. Von dort fuhren wir in einem Vorortzug über die Oder nach Ratibor. Wir fühlten uns dort sicher; aber das war trügerisch. Schon am nächsten Tag ging unsere Fahrt in Güterzügen weiter. Nach 11 Tagen kamen wir in Dessau an. Am Tag vor dem großen Angriff waren wir in Dresden. Von Dessau aus wurden wir nach Hamburg verlegt. Weil wir bei dieser Fahrt Hannover passieren mussten, hatte ich unsere Führung um einen Abstecher nach Hause gebeten, um für mich und einigen Mädchen Wäsche zu holen. Wir hatten bei der Flucht aus Schlesien nur das, was wir auf dem Leib trugen. Das wurde abgelehnt. In Hildesheim wurde unsere Fahrt durch Fliegeralarm unterbrochen. Als der Alarm vorbei war und ich wieder auf dem Bahnsteig stand, wurde ein Zug nach Braunschweig ausgerufen. Ohne zu überlegen, bin ich eingestiegen und nach Peine gefahren. Mein Vater sorgte sich bei aller Freude, mich gesund zu sehen, und machte mir Vorhaltungen, da man die Truppe nicht eigenmächtig verlassen durfte. Nach zwei Tagen "Heimurlaub" fuhr ich dann nach Hamburg, wo wir stationiert werden sollten, und stellte dort fest, dass 7 andere Mädchen sich auch "Heimurlaub" genommen hatten. Ich war die erste, die wieder bei der Truppe erschien. Für dieses Verhalten bekamen wir dann eine Verhandlung vor dem Kriegsgericht. Zu unserem Glück war unser Richter ein alter, sehr verständnisvoller Hauptmann, der uns zu drei Wochen Ausgangsverbot verurteilte. Dieses

Ausgehverbot war lächerlich, denn Anfang 1945 konnten wir aufgrund der Kriegereignisse nichts mehr unternehmen. In Hamburg war ich wieder in einer Scheinwerferstellung. Anfang April wurde ich entlassen. Gemeinsam mit 5 anderen Mädchen machten wir uns von Hamburg zu Fuß auf den Heimweg. Am 10. April kam ich in Dungenbeck an, wo bereits die Amerikaner waren.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner in Dungenbeck wurde sofort das Weizenfeld von Wilhelm Peyers (am Dorfausgang neben dem Stolte-Haus) abgemäht und zum Sportplatz und Exerzierplatz umfunktioniert. Um den 16. Mai wurde hier eine große Siegesfeier mit ca. 150 Personen veranstaltet.

11) Erinnerungen von Walter Könnecke (*1934), Jochen Bergmann (*1931), Reinhold Kühne (*1930), Heinz Hermann Rohde (*1930):

In der Schule wurde an jedem Montagmorgen die politische Lage durchgesprochen und wo die Deutsche Front im Osten stand. Das dauerte etwa eine Stunde. Der Schulunterricht war nicht gut.

Die Konfirmanden gingen extra bei Lehrer Bösche vorbei zur Kirche, um ihn zu ärgern. Montags machte dann Lehrer Bösche Ärger.

Der Jungvolkdienst war am Mittwoch und Sonnabend von 15 bis 17 Uhr. Oft wurde der Dienst auch auf den Sonntag gelegt. Hier wurde politischer Unterricht erteilt, Geländespiele wurden durchgeführt und Soldaten- und Marschlieder gelernt. Während der Schulzeit wurden wir zum Ernteeinsatz eingeteilt. Wir mussten Rüben verziehen, Erbsen pflücken, Kartoffelkäfer sammeln, die Seidenraupen versorgen und die Maulbeerbäume pflegen. Die Seidenraupen waren auf dem Boden der Schule untergebracht. Nachmittags mussten wir "freiwillig" Heilkräuter sammeln wie Spitzwegerich, Brombeerblätter, Kamille. Es wurde uns vorgegeben, wie viel wir sammeln mussten. Die Kräuter wurden auf dem Boden der Schule getrocknet. Diese Aktion wurde von uns selbstverantwortlich unter Aufsicht eines älteren Schülers durchgeführt.

Von etwa 1940 bis 1943 veranstaltete das Jungvolk, die Hitlerjugend, die Frauenschaft, BDM (Bund Deutscher Mädchen) jedes Jahr in der Adventszeit einen Elternabend, der offen für das ganze Dorf war. Hier wurde getanzt, Theater gespielt, Blockflöte gespielt und gesungen. Das Singen wurde von Heinrich Peyers jun. geleitet. Die Veranstaltung fand immer bei Dunkers auf dem Saale statt. Die Uniform des Jungvolks bestand aus blauem Hemd, schwarzem Halstuch, braunem Lederknoten, Schulterriemen, kurzer schwarzer Cordhose im Sommer, im Winter einer Skihose und Schirmmütze. Die Hitlerjugend war gleich gekleidet, nur trug sie auf dem linken Arm eine Hakenkreuzbinde.

Etwa von 1941 bis 1944 mussten wir Granatsplitter suchen. Vor Bäcker Sieke Richtung Kanal stand eine Flak, eine größere in Schmedenstedt (nahe Kläranlage). Nach jedem Angriff wurden wir von der Schule aus zum Suchen geschickt.

Etwa 1943 kamen die ersten ausgebombten Familien aus Hannover und Aachen. Es waren ca. 15 bis 20 Familien, die im Dorf untergebracht wurden. Eine Kommission bestehend aus Ortsgruppenleiter Carl Müller, Hermann Buschendorf, Hermann Wittneben bestimmte, wo die Familien untergebracht wurden.

12) Jochen Bergmann (*1931):

"Wenn Du in die Partei gehst, wirst Du bevorzugt." Mein Vater war Lehrgeselle auf dem Walzwerk. Er ging 1937 in die Partei. Wenn er nicht in der Partei gewesen wäre, wäre er nicht als Lehrgeselle übernommen und später Lehrmeister geworden. Wenn man als Parteigenosse eine Brille trug, war man dienstuntauglich, ohne Parteizugehörigkeit tauglich.

Mein Vater musste bei Fliegerangriffen im Aussichtsturm des Walzwerks Wache halten und beobachten, was am Himmel geschah. Wir haben immer Angst um ihn gehabt. Beim letzten Luftangriff auf das Walzwerk am 22.2.1945 wurde die Lehrwerkstatt genau in der Mitte getroffen. Zum Glück waren alle Personen im Luftschutzbunker. Das Meisterbüro und das Meisterstück meines Vaters, ein voll funktionierender Shaping (eine Tischhobelmaschine für Stahl) waren verschwunden. Bei dem gleichen Bombenangriff wurden die Bahnangestellten Otto Ehlers aus dem Grasgarten und Otto Bösche, damals wohnhaft bei O. Leverkus im Kirchwinkel, durch Bombentreffer auf das Eisenbahn-Stellwerk am Dungenbecker Überweg getötet.

Kettenbomben, d. h. aneinander gekettete Bomben fielen auch in das Dungenbecker Wittmarsfeld. Es waren fünf Bombentrichter, in denen auch 5 Familienhäuser Platz gehabt hätte. Es wurden Feldbahngleise gelegt, auf denen die Kipploren bis zum Trichterrand geschoben wurden. Alle Einwohner wurden nach Hausnummern geordnet und mussten helfen, die verstreute Erde einzuschaufeln und die Bombentrichter zuzuschütten. Von den Trichtern war nach ein paar Wochen nichts mehr zu sehen.

Nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 wurde in der Gastwirtschaft "Zum grünen Anger" (Richard Kielhorn; heute: "Antenne") die Entnazifizierung aller Einwohner durchgeführt, die älter als 14 Jahre waren (Hitler-Jugend). Es mussten spezielle Formulare ausgefüllt werden. Wenn die Jury (einige amerikanische Offiziere, Zivilisten und der provisorische Gemeinderat) zu einem positiven Urteil kam, wurde der vorläufige Ausweis mit dem Stempel "Entnazifiziert" versehen. Die Herren saßen an einem langen Tisch in der Gastwirtschaft, und davor stand eine lange Warteschlange wie beim Milchholen. Für uns Jungen war das wie ein Abenteuer, und wir wunderten uns, dass einige Amerikaner deutsch sprachen. Bei vielen älteren Einwohnern wurden die Formulare einbehalten und erst nach eingehender Prüfung mit dem Stempel „Entnazifiziert“ zugestellt.

Am 10. April 1945 um 16 Uhr kamen die ersten Amerikaner. Wir konnten sie schon auf der Peiner Kanalbrücke kommen sehen. Wir waren dabei, das Lager bei Trude auszuräumen. Eigentlich sollte alles bezahlt werden, aber Hermann Buschendorf hat dann die Übersicht verloren. So konnten wir eine Zinkwanne und Haushaltsgegenstände nach Hause tragen. Dann schrie jemand: "Die Amerikaner kommen!" Alle waren in Windeseile in ihre Häuser verschwunden. Karl Thies und Friedrich Gefäller sind den Amerikanern mit weißen Fahnen entgegengegangen. Die Amerikaner fuhren durch das Dorf bis zum Ausgang Richtung Schmedenstedt. Dort schossen sie einigen Maschinengewehrsalven in den Wald.

13) Reinhold Kühne (*1930):

Etwa 1944 wurde ich zweimal zum Trümmerräumen in Braunschweig eingesetzt. Das Siegfriedviertel musste aufgeräumt werden. Dort war eine Fleischfabrik, und wir wurden immer sehr gut mit Essen versorgt.

Zwei Tage vor Eintreffen der Amerikaner wurde noch ein Volkssturm gebildet und mit Lodenmantel, Mütze und Handschuhen ausgerüstet. Er bestand aus ca. 50 älteren Dungenbeckern, die nicht zum Kriegsdienst eingezogen waren. Man baute eine Panzersperre an der B 65 zwischen Kuchenbuch (heute Gefäller) und Grundstück Dunker (heute Müller), indem man an beiden Seiten Gräben aushob und Röhren und Baumstämme hineinstellte.

14) Heinz Hermann Rohde (*1930):

Ich wurde 1944 zweimal zum Trümmerräumen in Braunschweig eingesetzt. Mit 8 bis 10 Jungen fuhren wir unter Leitung unseres Fähnleinführers Rudi Brandes mit der Bahn nach Braunschweig. Dort wurden wir zum Trümmerräumen auf dem Bahnhof eingesetzt. Dort habe ich auch das erste Mal in meinem Leben Tote gesehen. Auf der Rückfahrt wurden wir von Tieffliegern angegriffen. Wir mussten die Bahn in Timmerlah oder Vechelde verlassen und von dort zu Fuß nach Hause gehen.

Bei Heinrich Schlüter waren Haushaltswaren untergebracht, bei Richard Kielhorn Spirituosen (Mandel-Kirsch von Jägermeister, alles kleine Flaschen.), Tabakwaren und Süßigkeiten, bei Gustav Burgdorf Küchenartikel, bei Matthies auf dem Escheberg Weißwaren, Stoffballen und Leinen, bei Sturm Geschirr und bei Trude Haushaltswaren, Kurzwaren, Süßigkeiten und Schnaps.

Dunkers Saal war frei. Der Saal wurde benötigt für öffentliche Veranstaltungen. Wenn wieder ein Kriegstoter beweint wurde, hielt die Partei hier die Trauerfeier ab. Anschließend ging man zum Friedhof zum Ehrenmal und stellte dort vor dem Ehrenmal ein Kreuz für den Toten auf. Die Fahnenweihe wurde ebenfalls auf dem Saal durchgeführt. Elternabende der Partei fanden hier statt. Außerdem wurde der Saal als Kino benutzt. Ein Verleiher aus Vechelde zeigte hier regelmäßige Kinofilme. Nach Eintreffen der Flüchtlinge wurde der Saal als Aufwärmeraum benutzt.

Die Panzersperren waren aufgebaut. Betonklötze waren so auf die Straße gelegt worden, dass man nur zu Fuß oder mit dem Fahrrad durchkam. Zwei oder drei Tage vor Einmarsch der Amerikaner kam ein diensthabender Leutnant aus Peine ins Dorf und ordnete an, dass die Sperren abgebaut werden sollen, sonst müsste man damit rechnen, dass das Dorf zerstört wird. Der Abbau wurde dann vorgenommen. Zwei oder drei Nächte vor dem Einmarsch wurde unter der Regie vom Ortsgruppenleiter Carl Müller die Hitlerjugend beauftragt, Nachtwache zu halten. Hier wurden Reinhold Kühne, Günter Kühne und ich eingesetzt.

Am 9. April waren Günter Kühne, der Müller lernte, und ich oben im Kornsilos der Mühle, von dort konnten wir den Panzerkampf bei Rosenthal und Schwicheldt beobachten. Gegen Abend haben wir einen weißen Korn sack aus dem Fenster der Mühle gehängt. Den Einmarsch der Amerikaner habe ich mit meiner Mutter und meiner Großmutter und noch einigen Dungenbecker in gebührendem Abstand vor dem Haus von Imker Burgdorf am Oberger Weg beobachtet.

Etwa 1945 waren hier im Dorf Holzgasautos der Organisation "Todt" beim Konsum (Kielhorn) und bei Ramms abgestellt. Diese Holzgasautos wurden von den Amerikanern in die Sandkuhle am Escheberg gebracht. Dort veranstalteten sie Schießübungen und nahmen diese LKWs als Zielscheibe. Bei einer dieser Schießübungen nahm Horst Lizon einen Blindgänger mit. Auf dem Weg zwischen Escheberg und Dorf schmiss er den Blindgänger in die Luft. Er explodierte, und Horst Lizon ist am 8. Juni an den Folgen dieser Verletzungen gestorben. Er war

10 oder 11 Jahre alt. Einer Frau, die zufällig dort ging, wurden beide Beine abgerissen.

Die Amerikaner sind mit 6 bis 10 Panzern, einigen Geländewagen und einigen Jeeps einmarschiert. Zum ersten Mal habe ich einen dunkelhäutigen Menschen gesehen. Solange die Amerikaner anwesend waren, haben wir keinen Schulunterricht gehabt. Die Schule, das Pfarrhaus, Bösches Haus und Gaststätte Dunker waren die Unterkunft der Soldaten. Einige Tage war der Hof von Walter Hacke von amerikanischen Offizieren besetzt. Die Bewohner mussten ihre Wohnungen verlassen. Heinrich Matthies konnte auf seinem Hof bleiben, weil dieser nur als Parkplatz genutzt wurde. Dungenbeck schien auch ein größerer Standort zu sein, denn zu Paraden kamen viele Soldaten von anderen Standorten, z. B. aus Helmstedt.

Nach dem Eintreffen der Amerikaner wurde Beuger Brandes als Bürgermeister eingesetzt. Man bildete eine Hilfspolizei, die mit weißen Armbinden gekennzeichnet war. Mitglieder der Hilfspolizei durften keine Nazis sein. Verantwortlich dafür war Beuger Brandes.

Die amerikanischen Soldaten fragten die Kinder, ob ihre Mütter bereit seien, für sie die Wäsche zu waschen. So brachten viele Soldaten ihre schmutzige Wäsche zum Waschen. Als Entgelt gab es Lebensmittel, Tabakwaren oder andere wichtige Sachen, die das Leben erleichterten.

Im Schulgarten und bei Dunkers standen Zelte der Amerikaner, in denen Lebensmittel, Schnaps und Tabakwaren untergebracht waren. Wir Kinder klauten hier die Sachen, so oft es ging. Die Amerikaner haben das zwar fast immer gemerkt, aber ein Auge zugedrückt. Wenn sie uns verfolgten, konnten wir entkommen. Hakenkreuzbinden, politische Abzeichen und Koppelschlösser wurden bei den Amerikanern gegen Lebensmittel eingetauscht. Sie haben es als Souvenir betrachtet.

Die Soldaten veranstalteten mit ihren Jeeps auf der B 65 bis Peine Wettrennen. Jeden Morgen verbrannten die Soldaten auf dem Schulhof ihren Müll vom Vortag. Oft waren ihre Fresspakete und auch Kaufgummi dabei. Wir haben alles aus dem Feuer herausgeholt.

Nach dem Abrücken der Amerikaner haben wir die Schule in einem sehr schlechten Zustand vorgefunden. Mit ihren Gewehren haben sie überall in den Decken und Wänden Löcher geschossen.

Im Winter 1945 trafen bei der Schlachtereierie Ebeling (heute Finke) Friedhelm Möllring, Günter Kühne, Theo Kühne und ich den Polizisten Claudius, der mit seinem Fahrrad in Richtung Peine fuhr. Wir beschmissen ihn mit Schneebällen. Er hat diese Aktion in Peine angezeigt, und es kam zu einer Verhandlung, in der wir einen strengen Verweis erhielten.

Jede Familie, die die Möglichkeit hatte, fütterte ein Schwein. Es wurden Viehzählungen durchgeführt, um die genaue Zahl der Schweine festzustellen. Häufig wussten die Bewohner schon vorher, wann die Zählung vorgenommen wurde. Dann wurden die "schwarz" gefütterten Schweine irgendwie versteckt. Meist wurde der Polizist durch Schweineerzeugnisse bestochen, so dass er ein Auge zudrückte.

Jede Familie, die einen Garten hatte, baute nach dem Krieg Tabak an. Dieser wurde dann zum Trocknen aufgehängt und dann zu Zigaretten weiterverarbeitet. Selbst die Tabakstengel wurden mit der Kaffeemühle gemahlen und das Pulver in der Pfeife geraucht.

15) Walter Könnecke (*1934):

Bei Sturm gab es rote und blaue Steinguttassen. Wir haben einige Stapel Geschirr oben aus der Luke geschmissen. Wir Kinder wussten, was in den einzelnen Lägern war, die von der NSV (Nationalsozialistische Volksfürsorge) verwaltet wurden. Verantwortlich waren Hans Vogt, Fräulein Simon und Hermann Buschendorf. Wenn wir konnten, haben wir uns etwas mitgenommen. Als ich einmal mit einem Paket Reißverschlüsse ankam, wurde ich entsetzt von meiner Mutter empfangen: "Junge, wo hast Du das her?" Als ich sagte woher, habe ich noch Glück gehabt, keine Schläge zu bekommen.

Die Lager wurden dann offiziell geräumt und verteilt. Bauer Heinrich Schlüter fuhr mit einem Ackergespann, beladen mit Schnaps, durch das Dorf und verteilte ihn an seine Freunde. Wir Kinder (vielleicht drei) durften auf dem Wagen sitzen und mitfahren. Wir haben auch Schnaps an die mitlaufenden Kinder gereicht. Herr Schlüter merkte das natürlich. Er schimpfte, ließ uns aber gewähren. Der Schnaps wurde dann von meiner Mutter eingetauscht. Sie tauschte zum Beispiel bei Heinrich Voss (Knecht bei Heinrich Schlüter) in Vechelde Schnaps gegen einen Ballen mit 100 m Leinen. Der Ballen wurde per Handwagen nach Dungenbeck gebracht. Auf Jahre hinaus gab es in unserem Haushalt alles (Wäsche, Gardinen, Decken, eben alles, was man aus Leinen machen konnte) nur aus Leinen.

Einmal wollten wir im Peiner Hafen auf einem polnischen Schiff einen Doppelzentner Zucker klauen. Auf den Steg hatten wir ihn schon gehievt. Dann wurden wir entdeckt und weggejagt. Ich habe es meiner Mutter erzählt. Sie ist mit Else Hachmeister zum Hafen gefahren. Schnaps haben sie mitgenommen. Gegen diesen Schnaps bekamen sie den Doppelzentner Zucker. Der Kapitän hat den Zucker sogar noch zu uns nach Haus gebracht. Als die Schnapsration zu Ende getauscht war, wurden die Zigaretten eingetauscht.

Nach dem Zusammenbruch wurde von den Polen geplündert. In Dungenbeck wurden nur Fahrräder gestohlen. Was sie nicht gebrauchen konnten, wurde in den Graben geschmissen. Ich habe dort eine Jacke gefunden, die ich lange getragen habe. Nachdem mir die Jacke zu klein geworden war, hat sie anschließend Dieter Hachmeister noch getragen.

Spruch bei Greiten-Brandes (heute Bartels) an der Mauer: "Was uns zusammenhält, das ist das Rübenfeld, solange noch die Rüben wachsen, gibt es Schnaps in Niedersachsen." Diesen Spruch haben Günter Schwach, Rudolf Rohde und einige andere angeschrieben. Nach dem Krieg haben wir aus den Mieten oder von den Ackerwagen Rüben und Kartoffeln geklaut. Daraus wurde dann Schnaps gebrannt, der auch die Grundlage für andere alkoholischen Getränke war. Durch Zugabe von Obstsäften wurde ein Obstlikör daraus. Wenn man Eierpulver zugab, erhielt man Eierlikör, und durch Zugabe von Kakaopulver wurde es Kakaolikör.

19.4 Evakuierte in Dungenbeck

Thea Körfer geb. Stollenwerk (Schubertweg 40, 52249 Eschweiler) berichtet von der Evakuierung ihrer Familie:

Ihre Mutter, Christa Stollenwerk geb. Schüller, geboren am 25. August 1905 in Eschweiler (Kreis Aachen) wohnte damals in Stolberg (Kreis Aachen) mit ihren dort geborenen drei Kindern Alwin (geb. 28.4.1937), Karola (geb. 2.5.1938) und Thea (geb. 18.1.1940). Ihr Ehemann Rudolf Stollenwerk wurde seit Januar 1943 bei Stalingrad vermisst.

Die Familie wurde am 4. Oktober 1944 wegen der Bombenangriffe aus Stolberg evakuiert. Nach einer wegen Tieffliegern mehrfach unterbrochenen Eisenbahnfahrt kam sie in Peine an, wo sie eine Nacht in den Peiner Festsälen untergebracht wurde. Am nächsten Tag wurde sie von Heinrich Kühne mit dem Traktor nach Dungenbeck zum Saal der Gastwirtschaft Dunker gebracht. Von dort ging es mit einem Handwagen zu Friedrich Gefäller (heute: Schwalbenweg 1).

Die Familie wurde freundlich aufgenommen und in **einem** Zimmer untergebracht, da hier auch die Familien Surkau und Wendlandt einquartiert waren. Nach dem Wegzug dieser Familien bekamen Stollenwerks zwei Zimmer dazu.

Während die drei Kinder sich gut in Dungenbeck einlebten, hatte ihre Mutter Heimweh nach ihren Verwandten in Eschweiler und Stolberg. Erst am 30. Mai 1957 konnte die Familie nach Stolberg zurückkehren.

19.5 Flucht und Vertreibung aus den Deutschen Ostgebieten nach 1945

Frau Heidrun Saemann hat 2001 einige Dungenbecker nach ihrer Heimat, ihren Erinnerungen an ihre Flucht bzw. ihre Vertreibung, aber auch nach ihren Erfahrungen mit den Menschen hier in Dungenbeck befragt. Es schrieben:

1. Hans Kalloch (Jahrgang 1930):

Als im Mai 1945 der Krieg zu Ende war, befand ich mich mit meinen Angehörigen in Falkenberg/Oberschlesien. Wir waren vor der anrückenden "Roten Armee" in die Nähe von Neiße geflüchtet. Nach der russischen Großoffensive bei Grottkau wurden wir von russischen Panzern überrollt und erlebten unter russischer und polnischer Besatzung ein schlimmes Jahr. Ein Teil unserer Falkenberger Bevölkerung wurde bereits im Januar 1945 von der Deutschen Wehrmacht evakuiert und kam nach Bayern in den Raum von Altötting.

Keiner von uns wusste etwas über die alliierten Abmachungen von Teheran, Jalta oder Potsdam, wonach die ostdeutschen Gebiete, immerhin ein Viertel Deutschlands, an Polen abgetreten werden sollten. Zwar sollten diese Gebiete vorerst bis zu einem Friedensvertrag unter polnische Verwaltung gestellt werden, doch einen Friedensvertrag hat es bis heute nicht gegeben. Gleichwohl hat zuerst die DDR, später auch die Bundesrepublik, auf diese Gebiete endgültig verzichtet.

Wir Leidtragenden, waren wir nun Flüchtlinge oder Vertriebene? Viele sind zwar vor der anrückenden Front geflüchtet, aber nach Kriegsende wieder in die Heimat zurückgekehrt. Andere, die weiter geflüchtet waren, wurden an der Lausitzer Neiße von den Polen an der Rückkehr gehindert. Es war also beschlossene Sache, dass die Deutschen aus den ostdeutschen Gebieten verbannt werden sollten. Laut Beschluss der Siegermächte sollte diese "Aussiedlung", sprich Vertreibung, human erfolgen. Die Wirklichkeit aber sah völlig anders aus. Von den rund 14

Millionen vertriebenen Deutschen sind über zwei Millionen auf der Flucht bzw. bei der Vertreibung umgekommen.

Für uns Falkenberger kam der Ausweisungsbefehl am 20. Juni 1946. Durch einen Aushang am Rathaus wurde uns Deutschen mitgeteilt, dass wir uns am 20. Juni 1946 mit höchstens 10 kg Gepäck auf dem Ring (Marktplatz) einzufinden hätten. Die Schlüssel in unseren Wohnungen mussten steckenbleiben. Etwaige Zerstörungen sollten mit der Todesstrafe geahndet werden. Im Laufe des Tages kamen Pferdegespanne bzw. Trecker mit Ackerwagen, die uns nach Neiße brachten. Dort wurden die Transporte zusammengestellt. 36 Personen wurden jeweils in einen Güterwagen "verladen". Dabei wurden uns bei Kontrollen die letzten Wertgegenstände abgenommen. Die Fahrt ging durch Schlesien und die damalige Sowjetzone. An der Grenze zur britischen Zone wurden wir nochmals zurückgeschickt, bis wir dann endlich in Marienthal (Flugplatz) ankamen. Dort gab es zum erstenmal etwas Verpflegung. Wir waren froh, dass wir endlich dem Martyrium durch Russen und Polen entronnen waren.

Am 28. Juni 1946 kam unser Transport in Peine an, und unser Elendszug wurde in das alte Schützenhaus verfrachtet.¹ Nach einer Nacht auf dem Strohlager wurden wir am 29. Juni morgens aufgefordert, uns auf dem Schützenplatz bereitzuhalten. Nach und nach trafen dort Pferdegespanne oder Trecker mit Anhängern ein. Die Fahren hatten den Auftrag, eine entsprechende Anzahl von Personen in ihre Heimatgemeinde zu verfrachten. Jeder von uns wollte möglichst in der Nähe von Peine bleiben. Als uns ein Treckerfahrer erklärte, dass er aus Dungenbeck käme und dieser Ort nur vier Kilometer von Peine entfernt sei, sind wir aufgestiegen. Ich kann es nicht mehr genau sagen, aber ich glaube, wir waren 16 Personen. Abgeladen wurden wir vor dem Hof des damaligen Bürgermeisters Kuchenbuch.² Dieser war auch für die Verteilung der "Neubürger" zuständig.

Unsere Familie, die aus meiner Mutter, Großmutter und meinem Bruder bestand, wurde auf einen Bauernhof eingewiesen. Von unserem "Überfall" war man dort nicht gerade begeistert. Nachdem wir von zehn bis 18 Uhr unbeachtet auf einer Bank zugebracht hatten, ging meine Mutter wieder zum Bürgermeister und erklärte ihm unsere Misere. Es dauerte dann nicht lange, bis ein Polizeibeamter kam und Druck machte, so dass für uns ein kleines Zimmer geräumt wurde. Ein paar Tage später erhielten wir zwei andere kleine Räume. Zwar mussten meine Mutter und Großmutter und mein Bruder und ich jeweils in einem Bett schlafen, doch waren wir heilfroh, endlich eine Bleibe gefunden zu haben. Das Schönste war jedoch, dass wir nicht mehr vogelfrei waren und nicht mehr um unser Leben bangen mussten.

In den kommenden Wochen und Monaten und auch praktisch noch bis zur Währungsreform (1948) drehte sich alles um Essen und Kleidung. Es gab ja alles nur auf Lebensmittelkarten. Nach allem musste man sich anstellen. Wenn man Pech hatte, was das Maisbrot gerade zu Ende. Wer eine Anstellung auf dem Bauernhof ergattert hatte, war zu beneiden, denn Arbeitskräfte waren reichlich vorhanden, und jeder wollte sich nur sattessen können. Das Heizmaterial war das zweite große Problem. Kohle gab es praktisch nicht. Holz und Torf waren das Brennmaterial. Beides gab es in Dungenbeck. Leider nicht genug. Darum zogen Kolonnen mit Handwagen in Richtung Woltorfer Bahnhof in der Hoffnung, dass ein Kohlezug dort hielt, weil er keine Einfahrt hatte. Der Zug wurde dann

¹ Heute steht an dieser Stelle das Peiner Rathaus.

² Landwirt Friedrich Kuchenbuch wohnte auf dem Hof, der heute die Adresse Schmedenstedter Straße 37 hat. Er war 1946 bis 1952 Bürgermeister in Dungenbeck.

gestürmt. Es gab auch bramherzige Heizer oder Lokführer, die von ihrem Tender größere Kohlestücke herabwarfen. Herrn Wende, der einer Lokbesatzung angehörte und in Dungenbeck wohnte, hatte ein Herz für seine Landsleute.

Als in Dungenbeck von der Gemeinde Arbeitskräfte zum Sprengen von Stücken (= Baumwurzeln) gesucht wurden, habe ich mich zu dieser Knochenarbeit gemeldet. Ein Sprengmeister aus Münstedt und noch zwei Vertriebene (Herr Pietsch und sein Schwiegervater, Opa Neugebauer) waren hier in Dungenbeck meine ersten Arbeitskollegen. Morgens um 6 Uhr ging es mit dem Handwagen, der mit Sprengstoff und Zubehör beladen war, in Richtung Woltorfer Holz. Dort wurden die besten Buchen.- und Eichenstücken ausgesucht und gesprengt. Übrig blieben oft nur große Krater, wenn die "Ladung" zu stark war. Das Holz, das oft weit weggeschleudert wurde, mussten wir dann zusammentragen und zu etwa gleich großen Haufen aufschichten, die dann am Nachmittag von den Dungenbecker Einwohnern gekauft und per Handwagen abgeholt wurden. Das Zerlegen dieser großen Holzbrocken war eine sehr schweißtreibende Angelegenheit. Ich glaube, dass so ein Holzstapel 7 RM (=Reichsmark) kostete. Wir bekamen einen Stundenlohn von 0,93 RM. Ich war damals 16 Jahre alt und hatte immer Hunger. Meine Mutter brachte mir in einer Milchkanne den Eintopf in den Wald. Die durch die Sprengung entstandenen Löcher mussten nachher wieder zugeschaufelt werden. Des öfteren gab es auch "Blindgänger", die ich dann zur Explosion bringen musste. Ganz wohl war mir bei der Angelegenheit nicht. Der Sprengmeister traute sich an die Entschärfung nicht heran; ihm fehlten schon ein paar Finger.

Als dann die Sprengaktion nach etwa 6 Wochen mangels Stücken eingestellt wurde, hatte man sich etwas Neues ausgedacht. Viele wissen nicht, dass es hier auch Torf gab und zwar südlich vom Steinkamp im Erlenbruch. Herr Pietsch, sein Schwager Hentschel (aus Vöhrum) und ich waren die "Ausbeuter". Wir standen den ganzen Tag barfuß im Wasser und haben Torf gestochen. Knapp zwei Meter tief reichte die Torfschicht. Ganz Dungenbeck war wieder mit Handwagen unterwegs, um das kostbare Brennmaterial abzuholen. Pro Handwagen bekamen wir 0,60 RM. In dieser Zeit waren die Dungenbecker hauptsächlich "Torfbäcker". Der Torf wurde in einem Gefäß zu einer breiigen Masse vermischt und in Holzformen zu Briketts verarbeitet. Überall konnte man die getrockneten Torfstapel sehen. Und wenn geheizt wurde, war der Gestank allgegenwärtig.

Die große Erfindung dieser Zeit war die sog. "Kochhexe". Jede Vertriebenenfamilie bekam auf Bezugschein so ein Ding geliefert. Diese "Kochhexe" bestand hauptsächlich aus Blech, war ziemlich klein, so dass etwa 2 mittlere Töpfe darauf Platz hatten. Bevor so ein Ding "in Schwung" kam, mussten einige Vorbereitungen getroffen werden. Sehr wichtig war, dass alle Fenster geöffnet wurden, damit der furchtbare Qualm abziehen konnte. Wenn die "Hexe" sich dann ihrer Funktion bewusst geworden war, gab es Tränen der Dankbarkeit. Wir hatten mit dem Heizen noch ein besonderes Problem, das ich nach langer Beobachtung löste, indem ich einen Pappdeckel auf dem Schornsteinrohr befestigte. Bei Änderung der Windrichtung musste der Pappdeckel gedreht werden. Dass ich dabei immer aufs Dach steigen musste, war eine meiner leichtesten Übungen. "Umlaufende" Winde haben mich aber manchmal doch genervt. Aber die ganze Sache hat doch prima funktioniert. Als Patent habe ich meine Erfindung aber nicht angemeldet. (Die Erfinder weiterer Patente sind erst später in Dungenbeck in Erscheinung getreten.)

Mein Bruder hatte inzwischen in der Landwirtschaft eine Arbeitsstelle gefunden

und zwar auf der Simonstiftung. Unter ziemlich schlechten Bedingungen hat er dort seine Arbeit verrichten müssen. Neben dem Pferdestall in einer Kammer, deren Wände (im Winter) bereift waren, musste er schlafen. Es gab keine Sachen zum Wechseln, und so mussten die nassen Sachen am nächsten Morgen wieder angezogen werden. Das führte auch dazu, dass er Rheuma bekam und neun Monate in Oelsburg im Krankenhaus war, das sich in der Schule befand.

Ich hatte inzwischen auch beim Bauern Arbeit gefunden. Als Kleinknecht war ich anfangs für die Ochsen zuständig. Mit diesen Exemplaren habe ich die tollsten Dinge erlebt. Es war Hassliebe auf den ersten Blick! Sie hatten für die damalige Zeit ganz aktuelle Namen; Stalin und Molotow hieß das Gespann. An Sturheit waren sie jedenfalls den Russen weit überlegen. Manche Mauer und Zaun habe ich damals stark beschädigt. Inzwischen ist ja alles verjährt. Es kam aber die Zeit, in der ich zu Höherem berufen wurde. Ich kam auf den Trecker! Ärgern musste man sich über das Monster oft genug, denn dauernd ging etwas kaputt. Oft war dann "Heiko Schröder" (Landmaschinenfirma in Peine) die letzte Rettung, falls es überhaupt Ersatzteile gab.

Das "kulturelle Leben" dieser Zeit in Dungenbeck bestand vor allem aus Tanz. Getanzt wurde am Mittwoch, am Sonnabend und am Sonntag. Es herrschte großer Nachholbedarf. Man kam sich mit der einheimischen Jugend zögerlich näher. Es gab zwar Prügeleien, und einnem wurde schon zu verstehen gegeben, dass wir nicht "vollwertig" seien. Aber mit der Zeit hat sich alles normalisiert.

Herr Pietsch, der aus Neiße vertrieben wurde, hatte, da er "vorbelastet" war, die Idee, eine Laienspielgruppe ins Leben zu rufen. Die Mitglieder waren meistens aus Schlesien. Wir haben im Laufe der Jahre viele Stücke gespielt. In Erinnerung ist mir noch das "Schlesische Krippenspiel", das bald drei Stunden dauerte. Oder "Die Freier" von Eichendorff. Auch einige Stücke von Hans Sachs wurden aufgeführt. Da es in dieser Zeit nur wenig Abwechslung in Dungenbeck gab, wurde unser "Theater" gern besucht. Wir waren schon ein bisschen stolz, wenn der Saal von "Dunker" am Nachmittag und am Abend brechend voll war. Uns machte das Spielen sehr viel Spaß, und gerade bei den Proben haben wir oft herzlich gelacht. Später haben wir auch in den umliegenden Ortschaften gespielt. Das "Bühnenbild" und die meist geliehenen Sachen wurden auf dem Fahrrad transportiert. Unsere Mutter ist im ganzen Dorf hausieren gegangen, wenn z. B. mal eine "Melone" oder ein Umhang für ein Stück gebraucht wurden.

Das Leben begann sich mit der Zeit zu normalisieren, wenn man von der Wohnungsnot und dem Nahrungsbedarf einmal absah. Eine einigermaßen brauchbare Wohnung zu bekommen, war fast unmöglich. Mein Bruder hat zeitweise bei einem Freund geschlafen, der für sich allein ein ziemlich großes Zimmer bewohnte. Die Regel war eben, dass mehrere Familien in einem Haus wohnten. Eine Entspannung in der Wohnungsfrage hat es erst viel später gegeben. Das Essen war auch bis zur Währungsreform (1948) ein großes Problem. Jeder versuchte, sich irgendwie über Wasser zu halten. Wer etwas einzutauschen hatte, kam dabei besser weg. Wir als Vertriebene hatten natürlich kaum etwas einzutauschen, so dass die Not bei uns noch größer war. Die sog. Volksgemeinschaft des Dritten Reiches hat die Kapitulation jedenfalls nicht überdauert. Rübensaft wurde im ganzen Dorf gekocht, denn Zuckerrüben konnte man schon organisieren. Besonders wir jungen Leute hatten fast immer Hunger.

Ende 1946 bestand die Möglichkeit, sich für die zweijährige Handelsschule in Peine anzumelden. Da es sonst keine Arbeitsmöglichkeit oder Lehrstelle gab, habe ich mich zur Schule angemeldet. Mein Falkenberger Heimatfreund Herbert Dudek

tat dasselbe. Als wir aber zu einer Aufnahmeprüfung vorgeladen wurden und feststellen mussten, dass von 140 Bewerbern nur 36 angenommen werden konnten, wurden wir ziemlich mutlos. Aber wir waren wohl doch nicht so schlecht und wurden beide angenommen. Zwei Jahre sind wir zu Fuß zum "Schwarzen Weg" (nach Peine) marschiert. Die Schule war ein kleiner Backsteinbau. Jetzt steht dort ein großes Gebäude, in dem u. a. die Tanzschule Wiesrecker untergebracht ist. Für uns alle war sehr wichtig, dass es Schulspeisung gab. Wenn auch die Qualität des Essens sehr bescheiden war, so waren wir dankbar, etwas im Magen zu haben.

In den zwei Jahren mussten wir ordentlich büffeln. Hefte und Bücher gab es kaum, so dass die Schulaufgaben oft auf dem Zeitungsrand gemacht wurden. Öfter fiel die Schule aus, weil nicht geheizt werden konnte oder der Klassenlehrer längere Zeit krank war. Unsere Klasse aber war eine verschworene Gemeinschaft, und Unterschiede zwischen Einheimischen und Vertriebenen gab es nicht. Da mein Freund Herbert Dudek und ich bei der Abschlussprüfung gut abschnitten, bekamen wir bald eine Lehrstelle, Herbert Dudek bei Meyer & Volhaye und ich bei der Lederfirma Lechner. Da wir den Handelsschulabschluss hatten, brauchten wir nur zwei Jahre zu lernen. Damit ich nicht weiter nach Peine laufen musste, hat mir mein Lehrherr Geld für ein Fahrrad vorgestreckt. Von den 45 DM Lehrlingslohn wurden monatlich 20 DM für das Darlehen einbehalten. Meine Mutter bekam damals 68 DM Rente. Mein Bruder war lange Zeit arbeitslos, so dass wir finanziell keine großen Sprünge machen konnten. Da nützte es mir wenig, wenn man schon fast alles zu kaufen bekam. In jedem Falle ging es aber aufwärts.

Der Peiner Raum war für Katholiken Diaspora. Es gab nur in Peine eine katholische Kirche. Da es unter den Vertriebenen viele Katholiken gab, war die Betreuung mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. In Dungenbeck war für Gottesdienste ein Kellerraum in der Schule zur Verfügung gestellt worden. Pfarrer Garisch, der in Schmedenstedt wohnte, war zuständig für die Gemeinden Dungenbeck, Schmedenstedt, Münstedt und Woltorf. Außer in Dungenbeck wurden die Gottesdienste in den evangelischen Kirche abgehalten. Pfarrer Garisch musste am Sonntag drei Gottesdienste halten. Immerhin hatte er schon ein Fahrrad, und man muss ihm bescheinigen, dass er immer pünktlich, wenn auch schwitzend, zur Stelle war. In Schmedenmstedt war jeden Montag eine Zusammenkunft der Jugend. Dabei haben mein Bruder und ich unsere späteren Frauen kennengelernt. Später wurde der Saal auf dem Escheberg von der katholischen Kirche gemietet bzw. gekauft. Bis zum Bau der jetzigen Kirche wurden die Gottesdienste in dem Saal gefeiert.

In den sechziger Jahren setzte, erst zaghafte, die erste Bautätigkeit ein, denn die Wohnungsnot war immer noch sehr groß und für Familien mit Kindern war es ein noch größeres Problem, eine entsprechende Wohnung zu finden. Als wir am Ostlandring gebaut hatten, war klar, dass wir für immer in Dungenbeck bleiben würden. Wir hatten eine zweite Heimat gefunden. Doch gibt es eine zweite Heimat? Die Mehrzahl von Heimat gibt es jedenfalls nicht.

2. Hedwig Felischak (Jahrgang 1911):

Wir wohnten in Altenrode, früher Gnichwitz, Kreis Breslau. Das war ein schönes, großes Bauerndorf mit einem großen Dominium (=Herrschaftsgebäude), das einem Grafen gehörte.

Wir mussten am 26. Januar 1945 wegen der Front weg und waren bis Ende Mai in Friedersdorf an der Tschechischen Grenze. Als wir am 31. Mai 1945

zurückkamen, war unser Dorf (und überall ringsum alles) voller Polen, die auch von den Russen vertrieben worden waren. Sie beschlagnahmten die großen Bauernhöfe, das Dominium und alle schönen Häuser. Unser Haus war ziemlich alt und für fünf Familien Werkswohnung gewesen, das war frei. Da sind 6 Familien untergekommen, denn die Bauernfamilien konnten auch nicht auf ihre Höfe zurück.

Nach einer schweren Zeit kam am 26. Juli 1946 die Nachricht, dass Frauen mit kleinen Kindern nach Westdeutschland ausgewiesen werden sollten. Wir hatten uns am nächsten Morgen um 8 Uhr an der Sammelstelle einzufinden. Dann ging es los in Richtung der Stadt Kanth, wo wir verladen wurden. Eine Nacht mussten wir noch in einem schmutzigen, großen Garten verbringen, bewacht, und es wimmelte auch von Russen. Am anderen Morgen war noch eine Kontrolle, und was noch irgend war, wurde uns weggenommen. Dann ging es Richtung Bahnhof, auch stark bewacht, und ab in die Waggons, vollgepfert wie sonst was. Abends ging es los, und jeder dachte, es geht ab nach Sibirien. Mit der Zeit konnten wir sehen, dass es nach dem Westen ging. Acht Tage waren wir unterwegs und kamen dann nach Marienborn. Dort wurden wir entlastet. Der halbe Zug wurde abgehängt und blieb drüben (in der damals sowjetisch besetzten Zone) irgendwo.

Wir saßen im ersten Teil und kamen nachts gegen Mitternacht in Peine an. Viele wurden gleich von Bauern abgeholt, aber wir mit kleinen Kindern blieben in der Schützengilde¹, etwa 500 Personen. Daraus wurde ein Vierteljahr. Einige Kinder bekamen Windpocken. Zu der Zeit kam der englische Oberst, um das Lager zu besuchen. Als er hörte "Windpocken", verschwand er, ohne etwas gesehen zu haben. Wir mussten daraufhin das Lager räumen und kamen mit einer Gruppe nach Edemissen in die Schule. Als die Herbstferien vorbei waren, wurden wir aufgeteilt. Zwei Familien kamen nach Dungenbeck. Das waren Frau Barras und wir. Beide hatten vier Kinder, und wir hatten uns angefreundet. Familie Barras kam in das Haus, in dem jetzt Heinrich Ramm wohnt², in eine kleine Bodenkammer, ohne Ofen und so fort. Wir fünf Personen standen an der Ecke, wo jetzt der Denkstein steht für die 900-Jahrfeier. Drei Stunden und etwas länger standen wir, und die jüngste Tochter war gerade 1 ¼ Jahre alt und wurde quengelich. Es musste erst etwas frei gemacht werden. Endlich holten sie uns ab. Wir kamen in ein Zimmer, wo jetzt Friedchen Schulz wohnt³, damals hieß das bei Putzer (= Friseur) Grobe. Nach 13 Monaten konnten wir dann in die Wohnung, in der zuvor Aachener Ausgebombte wohnten, die wieder nach Hause zogen. Das war auf Stallmanns Hof bei Frau Hinze.⁴

Wir lebten uns gut ein und wurden nie wie Fremde behandelt. Unsere älteste Tochter ging arbeiten, die Jungen besuchten die Schule und spielten dann auch Fußball. Wir fühlten uns trotz aller Armut wohl. Ich ging zu vielen Familien Wäsche waschen und habe auch bei Frau Hinze viel geholfen und etwas verdient. Denn wir mussten ja leben, die Kinder hatten Hunger. Es gab ja von nirgendwo etwas Geld, und unser eigenes war bald alle. Es war eine schwere Zeit. Aber wie die Deutschen sind, es geht immer wieder weiter.

Weil viele katholische Familien unter den Vertriebenen waren und es hier keine katholische Kirche gab, durften wir in der evangelischen Kirche unsere Gottesdienste feiern. Darüber waren wir sehr erfreut und dankbar. Dann bekamen

¹ Heute steht an dieser Stelle das Peiner Rathaus.

² Heute Schmedenstedter Straße 51.

³ Familie Ernst und Frieda Schulz wohnten Schmedenstedter Str. 40.

⁴ Helene Hinze wohnte auf dem Hof (heute:) Alte Landstraße 5, heute Neubau Familie Stoffel.

wir einen Kellerraum in der Schule, der als Kapelle eingerichtet wurde. Das war Frau Anna Niebuhr zu verdanken, die aus dem Rheinland stammte und oft hin und her pendelte und alles für uns zusammenbettelte. Leider gab es nur Stehplätze in der Kapelle. Mit der Zeit bettelten wir um etwas Geld, und es wurden Bretter gekauft und Bänke gemacht. Das war etwas bequemer. Später wurde der Saal von Matthies (am Escheberg) gekauft, den wir viele Jahre als Kirche hatten. Dann kam der Neubau unserer Kirche, und wir waren glücklich.

Meine Jungen lernten beide Maurer, und so ging das Leben weiter.

3. Elfriede Bradtke geb. Gorrays (Jahrgang 19..):

Zur Familie, die in Kannwiesen, Kreis Ortelsburg/Ostpreußen zu Hause war, gehörten die Eltern Gustav und Minna Gorrays, die Großmutter Anna Daschkewitz und die vier Kinder Paul, Willi, Kurt und Elfriede.

Am 20. Januar 1945 kam der Befehl, um 4 Uhr morgens das Dorf zu verlassen. Auf der Flucht mit einem Pferd und Wagen bei großer Kälte und Schnee waren mein Vater, meine Mutter, mein Bruder Kurt und ich. Meine Brüder Paul und Willi waren zu dieser Zeit zur Westfront eingezogen. Aufgrund von Flüchtlingstrecks, verstopfter Straßen, Schneeverwehungen und russischer Tiefflieger, die uns beschossen, kamen wir kaum voran. In der Nähe von Allenstein überrollte uns die russische Front. Unser Pferd, vor allem unser Proviant und unser Geld wurde uns von den Russen abgenommen. Mein Vater besorgte sich von einem Bauernhof ein altes, dort stehen gebliebenes Pferd, mit dem wir den Rückweg antreten mussten. Aufgrund der großen Kälte übernachteten wir in Ställen, um uns bei den Tieren zu wärmen. Nach etwa sechs Tagen erreichten wir wieder unser Dorf Kannwiesen. Zu unserem Entsetzen mussten wir feststellen, dass unser Bauernhof samt Vieh abgebrannt worden war. Unterkunft fanden wir in einem leer stehenden Nachbarhaus, dessen Bewohner von den Russen erschossen worden waren. In der ersten Nacht nach unserer Rückkehr wurde uns das Pferd samt Wagen gestohlen, so dass wir ab diesem Zeitpunkt vollkommen mittellos waren. Mein Vater musste sich tagsüber im Wald verstecken, um nicht aufgrund einer Kriegsverletzung als ehemaliger Soldat erkannt und von den Russen erschossen zu werden.

Anfang Dezember 1945 kam es zur Vertreibung. Meiner Mutter wurde die Frage gestellt, ob wir die polnische Staatsbürgerschaft annehmen wollten. Weil meine Mutter dies jedoch ablehnte, mussten wir innerhalb von einer Stunde Kannwiesen für immer verlassen. Mit etwas Gepäck gingen wir die 30 km nach Ortelsburg. Dort bekamen wir die Zwangsausweisung und wurden in Viehwaggons verladen. Die Ausreise erfolgte über Deutsch-Eilau, Thorn und Stettin. Auf diesem Transport verstarben meine Oma Anna Daschkewitz sowie weitere sieben Personen. Die Toten wurden aus den Waggons entfernt, so dass niemand weiß, wo und wie sie beerdigt wurden. Von Stettin ging es weiter in ein Auffanglager nach Berlin. Dort wurden wir entlastet und mit neuen Papieren ausgestattet. In Waren-Müritz in Mecklenburg (damals Ostzone) wurde uns ein Zimmer zugeteilt, in dem wir das Weihnachtsfest 1945 erlebten.

Meine Mutter hatte inzwischen Kontakt zu ihren im Westen lebenden Brüdern Emil in Gelsenkirchen und Gustav in Peine aufgenommen. Wir hatten Glück, dass uns Onkel Emil in Gelsenkirchen für vier Wochen aufnahm. Seine Wohnung bestand aus zwei Räumen, in denen wir in dieser Zeit mit acht Personen lebten. Inzwischen meldete sich Onkel Gustav aus Peine mit dem Hinweis, dass es in Peine und Umgebung eher möglich sei, eine Wohnung und eine Anstellung zu

finden als in Gelsenkirchen. So fuhren meine Eltern und Bruder Kurt zu Onkel Gustav nach Peine, wo sie vorübergehend in dessen Wohnung wohnten. Ich blieb bei meinem Onkel in Gelsenkirchen und ging nach einer Zeit von 1 ½ Jahren wieder zum Unterricht in die dortige Gneisenau-Schule. Meine Eltern erhielten inzwischen bei der Familie Gustav Kuchenbuch in Dungenbeck (an den "Drei Häusern") ein Zimmer zugeteilt. Küche und Klosett mussten von allen gemeinsam benutzt werden. Aus heutiger Sicht kann man sich diese Situation kaum vorstellen, und das Verhältnis der beiden Familien war darum zu dieser Zeit sehr angespannt.

Anfang März 1946 bekamen wir eine Zwei-Zimmer-Wohnung bei der Familie Thies (früher Dungenbecker Mühle, heute Vetter). Dieser Wohnungswechsel stellte sich für uns als Glücksfall heraus, weil die Familie Thies für uns im Dachgeschoss eine Drei-Zimmer-Wohnung ausbaute. Die Familie Thies und die Familie August Finke und Ilse Finke geb. Thies haben uns das Einleben sehr erleichtert und uns oft unterstützt. Dafür sind wir ihnen auch heute noch sehr dankbar. Nach Bezug der Drei-Zimmer-Wohnung war genug Platz vorhanden, so dass ich von meinem Onkel Emil aus Gelsenkirchen zu meinen Eltern nach Dungenbeck ziehen konnte. Hier besuchte ich mit meinem Bruder Kurt die Volksschule Dungenbeck. Nach der Entlassung aus französischer Kriegsgefangenschaft stieß Bruder Paul zu uns und bekam eine Stelle als Schlachter bei der Firma Rump in Bettmar. Einige Zeit später folgte Zwillingbruder Willi nach der Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Er bekam Arbeit im Walzwerk Peine. Mein Vater fand seine erste Arbeit in der Gemeinde Dungenbeck. Zwischenzeitlich arbeitete er auch in der Landwirtschaft bei Dungenbecker Bauern, bis er schließlich bei der Firma Hanke in Peine eine feste Anstellung in seinem erlernten Beruf als Maurer bekam. Nach meinem Schulabschluss begann ich eine Lehre in der Schuhfabrik Siems in Peine-Telgte. Dort arbeitete ich neun Jahre als Kontrolleurin und Schuhtesterin.

Nachdem wir von der Familie Thies von 1946 bis 1954 aufgenommen worden waren, bezogen wir im Jahre 1955 das von meinen Eltern gebaute Haus in der Tannenbergsstraße 203a (heute Nr. 23). Die Grundstücke hier waren von der Ev.-luth. Kirchengemeinde Dungenbeck auf der Basis eines Erbbaurechts zur Verfügung gestellt worden, d. h. die Kirchengemeinde (Pfarre) blieb Eigentümerin der Grundstücke. Die Baukosten in Höhe von 27.163 DM wurden durch Landesmittel (10.600 DM), durch ein Aufbaudarlehen (6.000 DM) und durch eine Hypothek (5.400 DM) finanziert. Die Eigenmittel betragen 4.463 DM, und die Anliegerkosten in Höhe von 700 DM wurden gestundet.

Am Dungenbecker Dorfleben nehmen wir teil an: Sportverein TSV, Schützenverein, Kyffhäuser, Reichsbund, Bund der Vertriebenen und Pisserdohlen. Es besteht noch weiterhin Kontakt zu sieben ehemaligen Mitschülerinnen. Wir treffen uns zweimal im Jahr bei Kaffee und Kuchen und tauschen alte Erinnerungen aus. Dungenbeck ist zu meiner zweiten Heimat geworden. Hier fühlen sich meine Familie und ich wohl und geborgen.

4. Kurt Gottschalk (Jahrgang 1931):

Mit meinen Eltern Friedrich Gottschalk (*30.10.1895) und Anna Gottschalk (*15.3.1898) sowie meinen Geschwistern Hildegard (*1934), Waltraud (*1937) und Werner (*1943) war ich in Ebendorf, Kreis Ortelsburg (Ostpreußen) zu Hause. Wir mussten unsere Heimat am 21. Januar 1945 verlassen. Unsere Flucht

ging nach Mecklenburg, wo wir bis zum 10. März 1945 blieben. Danach wurden wir in das Lager Friedland gebracht, wo wir dem Kreis Peine zugeordnet wurden. Da mein Bruder Werner krank war und im Krankenhaus Göttingen behandelt werden musste, fuhren nur mein Vater und ich in Richtung Peine. Meine Mutter mit meinen Schwestern kam eine Woche später nach. Wir waren erst im Schützenhaus, dem Peiner Sammelplatz für die ankommenden Flüchtlinge. Da mein Vater von Beruf Landwirt war, fiel die Entscheidung, dass wir der Gemeinde Dungenbeck zugeteilt wurden. Heinrich Kühne brachte uns mit seinem Milchtrecker dorthin, und Bürgermeister Kuchenbuch wies uns einen Raum im Hause von Otto Matthies sen. (Schmedenstedter Str. 26) zu.

Außer den Sachen, die wir trugen, haben wir nichts besessen. Alles, was unbedingt zum Lebensunterhalt erforderlich war, wurde uns von der Gemeinde Dungenbeck gestellt. Zwei/drei Tage später brachte ich Jauche in Matthies Garten. Frau Matthies machte mich darauf aufmerksam, dass es im Laden Dunker die Lebensmittelrationen gibt. Ich lief sofort dort hin. Dort wurde mir mitgeteilt, dass ich mich hinten anzustellen habe. Die Schlange bestand aus etwa 20 Personen. Nach einigen Minuten bemerkte man meinen "Duft", und ich wurde sofort nach vorn geschickt, damit ich die Lebensmittel in Empfang nahm und aus der Schlange verschwand.

Nach 8 Tagen zogen wir in den Raum der Schulküche in der Schule. Im April kam meine Mutter mit der Mitteilung, dass am kommenden Wochenende in Dungenbeck Konfirmation sei. Sie meldete mich sofort an. Am Donnerstag vorher war die Prüfung. Obwohl ich keinen Konfirmationsunterricht hatte, wurde ich zur Konfirmation zugelassen. Am Sonnabend um 18 Uhr sollte die Beichte sein. Da wir keine Uhr hatten, vergaß ich die Beichte und war auf dem Sportplatz beim Spielen. Ilse Kuchenbuch kam mit ihrem Fahrrad angefahren und brachte mich auf ihrem Gepäckträger zur Beichte. Pastor Mirow gab mir dann mit auf den Weg: "Wenn Du morgen früh um 9.30 Uhr nicht da bist, wirst Du nicht konfirmiert." Abends erschien Pastor Mirow bei uns zu Hause und brachte ein Hemd und einen Anzug mit dem Spruch: "Der Junge soll morgen ordentlich aussehen." Die Sachen waren von Werner Ramm geliehen, der ein Jahr zuvor konfirmiert worden war. Die Eltern der Mitkonfirmanden brachten uns Kuchen. Damit der Anzug nicht schmutzig wurde, habe ich ihn zu Hause sofort wieder ausgezogen. Nachmittags ging ich wieder zum Spielen auf den Sportplatz. Ich wusste nicht, dass es in Dungenbeck üblich ist, dass sich die Konfirmanden nachmittags treffen, um von einem Konfirmanden zum anderen zu gehen. Da ich nicht erschien, haben die Konfirmanden mich vom Sportplatz abgeholt. Ich habe den Anzug wieder angezogen und bin mit ihnen gegangen und habe trotz der großen Not eine sehr schöne Konfirmation erlebt. Durch die Konfirmation bin ich in Dungenbeck schnell integriert worden. Meine Mitkonfirmanden waren: Heinrich Ramm, Ilse Kuchenbuch, Margret Gießelmann, Inge Köther und Ilse Brandes (?).

Da wir immer wieder ohne Uhr Zeitprobleme hatten, habe ich schließlich die kaputte Uhr, die in der Schulküche hing, "mitgenommen". Nachdem sie auf dem Walzwerk repariert worden war, hatten wir keine Zeitprobleme mehr. Sonntags trafen wir uns mit 6 bis 8 Gleichaltrigen, sind zu Fuß nach Peine gegangen und haben uns in der Festsälen den aktuellen Film angesehen. Der Eintritt kostete 50 Pfennige. Die Große Freiheit Nr. 7 mit Hans Albers habe ich dreimal gesehen.

Nach etwa einem dreiviertel Jahr zogen wir um, weil wir zwei Räume bei der Familie Wittneben (Festanger 45) beziehen konnten. Hier haben wir mit sechs Personen gelebt. Die Räume hatten keinen Wasseranschluss und auch keinen

Abfluss. Das Wasser mussten wir aus dem Keller nach oben holen. Das gebrauchte Wasser wurde in den Straßenabfluss vor Lehmberts Haus geschüttet. Wenn ich am Sonntag Wasser auf die Straße bringen musste, habe ich immer erst vorher aus dem Fenster gesehen, ob jemand kam. Ich habe immer solange gewartet, bis die Straße frei war. Nach zwei Jahren erhielten wir noch ein drittes Zimmer. Ich habe in der Küche geschlafen, meine Eltern mit meinen zwei Schwestern in einem Raum und mein Bruder Werner in dem dritten Raum.

Mein Vater hat nach 8 Tagen Aufenthalt in Dangelbeck Arbeit gefunden. Im Sommer hat er bei der Firma Dürkop beim Straßenbau gearbeitet. Im Winter fand er immer Arbeit bei der Firma Hanke, wo in einer Halle Betonteile gefertigt und getrocknet wurden. Meine Mutter hatte stundenweise zwei Stellen in Peine als Haushaltshilfe angenommen. Darüber hinaus hat die ganze Familie bei Bauer Heinrich Schlüter in der Landwirtschaft für unseren Lebensunterhalt gearbeitet. Dort wurden Rüben verzogen, gehackt und gerodet. Bei der Kartoffelernte und beim Erbsenpflücken wurden wir eingesetzt.

Bis 1944 hatte ich in Ostpreußen den Schulunterricht besucht. Danach war ein Schulbesuch durch die Kriegereignisse nicht mehr möglich. Im März 1946 machte ich eine Woche lang die Aufnahmeprüfung für eine Lehrstelle bei dem Peiner Walzwerk und bei der Reichsbahn in Braunschweig. Beide Prüfungen habe ich bestanden. Da ich meinen Berufstraum – Pilot bei der Luftwaffe – nicht mehr verwirklichen konnte, habe ich mich für die Lehrstelle bei der Reichsbahn in Braunschweig entschieden. Lokomotivführer war auch etwas Schönes. Die Lehre begann am 1. April 1946. Doch jetzt begannen die ersten Schwierigkeiten. Da ich kein Fahrrad besaß, musste ich jeden Morgen zu Fuß durch das Hilligenholz zum Bahnhof Woltorf laufen und abends wieder zurück. Da das sehr zeitaufwendig und unbequem war, habe ich mich beim Peiner Walzwerk nach der Lehrstelle erkundigt. Glücklicherweise war die Lehrstelle als Maschinenschlosser noch frei. So begann ich am 1. Juni 1946 die Maschinenschlosserlehre auf dem Peiner Walzwerk. Doch es stellte sich heraus, dass ich durch den um zwei Monate späteren Lehrbeginn immer hinter den anderen Lehrlingen zurück war. So entschied mein Lehrmeister, Herr Bergmann aus Dangelbeck, dass ich mit der Lehre erst am 1. April 1947 beginnen sollte. In der Zwischenzeit wurde ich mit Hilfsarbeiten beschäftigt. Die Arbeitszeit war von 7.30 bis 16.30 Uhr. Die Arbeitszeit während der Lehrzeit war von 6.00 bis 14.30 Uhr. Auch hier musste ich bis zur Währungsreform 1948 jeden Morgen hin und abends wieder zurück laufen. Meine Lehre habe ich 1950 erfolgreich abgeschlossen. Nach dem Lehrabschluss wurde ich als Maschinenschlosser übernommen und später nach erfolgreichem Abschluss der Technikerschule als Maschinenbautechniker beschäftigt.

Ein einschneidendes Datum war die Währungsreform am Sonntag, dem 30. Juni 1948. Am folgenden Montag kauften mein Vater und ich uns ein Fahrrad, damit wir nicht mehr zu Fuß gehen mussten. Von da an wurde alles per Fahrrad gemacht. Am Sonntag nach der Währungsreform verabredete ich mich mit ca. 10 Jugendlichen, die auch alle ein Fahrrad hatten, zu einer Radtour in den Harz. Unser Ziel war der Auerhahn. Es war eine sehr schöne Tour. Auf dem Rückweg kehrten wir auf dem Escheberg ein, dort war Tanz. So wurde der erlebnisreiche Tag noch gemütlich beendet.

1952 kauften meine Eltern einen Bauplatz in der Tannenbergsstraße. Wir bauten unser Haus und sind 1954 dort eingezogen.

5. Rudi Rojahn (Jahrgang 1933):

Ich bin ein Bürger Dungenbecks, der im Oktober 1933 in Sydow (Kreis Schlawe) in Pommern geboren wurde. Sydow ist ein Dorf mit damals ca. 1.430 Einwohnern und liegt zwischen Köslin und Stolp auf der pommerschen Seenplatte.

Ende 1945 wurden meine Mutter, meine drei Geschwister und ich von russischen Soldaten aus unserem Haus vertrieben. Die Russen hatten unser Dorf durch Kämpfe erobert. An diesem Tage waren meine ältere Schwester und ich noch am Vormittag im Wald und hatten Holz gehackt. Aus Angst vor den Russen sind wir dann mit anderen Dorfbewohnern in diesen Wald geflohen und haben uns eine Woche lang dort im Schnee und unter Tannen versteckt. Wir kehrten dann vor Hunger in unser Dorf zurück und sahen, dass die Russen unsere Häuser teilweise geplündert hatten.

Im Juni 1946 wurden wir dann endgültig aus Sydow vertrieben. Wir gingen zu Fuß zur Kreisstadt Schlawe und wurden von hier mit der Eisenbahn im Viehwaggon zum Auffanglager nach Treyer in Schleswig-Holstein gebracht. Am 6. Juli 1946 sind wir hier in Dungenbeck angekommen. Mein Vater hatte als Soldat am Krieg teilgenommen und sich nach Kriegsende nach Dungenbeck durchgeschlagen, weil wir hier Verwandte hatten. Da unsere Mutter aus Treyer mit meinem Vater telefonierte hatte, holte er uns dort ab. Das Wiedersehen war voller Freude, auch darum, weil Vater ein 6-Pfund-Maisbrot mitbrachte, das wir vor lauter Hunger noch in derselben Nacht verzehrten.

Die Sorge um eine Unterkunft belastete uns alle sehr, denn dort, wo Vater wohnte, war nicht ausreichend Platz für uns alle. Trotz alledem freuten wir uns, bei ihm zu sein. Die Nachbarn halfen uns mit Dingen, die wir dringend brauchten. Mein Vater war Schneider, so dass wir durch seine Arbeit von den Dungenbeckern in mancher Hinsicht belohnt wurden. Nach einiger Zeit bekamen wir zwei Zimmer in einem Bauernhaus. Darin wohnten, kochten und schliefen wir. Mein Vater führte in diesen zwei Zimmern auch noch seine Schneiderarbeiten aus. Da die Räume sehr kalt und feucht waren, froren im Winter 1946/47 die Betten fast an den Wänden fest. Noch zweimal zogen wir um, bis wir dann 1956 in unser eigenes Haus in der Tannenbergsstraße einziehen konnten.

Die Zeit verging. Wir hatten unsere Lehre abgeschlossen, und meine Geschwister zogen nach und nach aus unserem Haus aus. Ich heiratete, und meine Frau brachte eine gesunde Tochter zur Welt. Ich blieb mit meinen Eltern und meiner Frau und unserer Tochter im Haus. 1962 legte ich die Meisterprüfung im Tischlerhandwerk vor der Handwerkskammer ab.

Da ich die Musik liebe, trat ich gleich nach der Schule dem Kirchenchor bei und bin bis heute aktiv dabei. Auch meine Frau trat dem Chor vor einigen Jahren bei und erfreut sich auch heute noch an den schönen Liedern. Auch in anderen Bereichen des Dorflebens bin ich aktiv, z. B. bei den Pisserdohlen, in der Feuerwehr und im Schützenverein, wo ich jahrelang die KK-Abteilung leitete. Auch heute gehe ich gelegentlich noch gern freitags zum Übungsschießen.

Nach allem, was das Leben so für mich bereit hielt, bin ich immer der evangelischen Kirche treu geblieben. Ich fühle mich in meiner "zweiten" Heimat hier in Dungenbeck zufrieden und geborgen. Ich freue mich und danke Gott, wenn ich einst einmal hier mein Leben beenden kann.

19.6 Ausländische Kriegsgefangene in Dungenbeck

In der Zeit von etwa 1943 bis 1945 war bei uns auf dem Hof¹ ein serbischer Kriegsgefangener eingesetzt. Er hieß Josef und war ca. 20/21 Jahre alt. Untergebracht war er in der (heute abgerissenen) "alten" Schule an der Kirche.

Morgens kam Josef zu uns. Das Frühstück und Mittagessen nahm er bei uns ein. Der Verordnung gemäß durfte er nicht am selben Tisch essen wie unsere Familie. Da wir aus Platzgründen keinen zweiten Tisch in die Küche stellen konnten, nahm er die Mahlzeiten mit uns am Tisch ein. Sein Abendbrot wurde von meiner Mutter gemacht. Er nahm es mit in seine Unterkunft. Dort wurden von der Aufsicht die Brote oft kontrolliert. Wenn sie zu gut geschmiert waren, erhielt meine Mutter einen Verweis und wurde auf die strengen Richtlinien der Verpflegung von Kriegsgefangenen hingewiesen.

1945 habe ich Josef auf unserem Hof fotografiert. Auch das war verboten. Aus Angst, dass das Bild in falsche Hände kommen könnte, habe ich die Bildhälfte mit Josef einfach abgeschnitten und zwei Bilder daraus gemacht.

¹ Bericht von Anna Margareta Bartels geb. Brandes (*9.5.1928), Schmedenstedter Str. 54.